

HR Kultur & Jugend
Redaktion Künstlerisches Wort

Produktionsmanuskript
Oktober 2024

Redaktion: Steffen Moratz
Regie: Jean-Claude Kuner
Besetzung: Corinna Waldbauer

„StolperTexte“

Von

**Ulrike Draesner, Amalie Mbianda Njiki,
Nicolas Greiner, Dana von Suffrin, Tara Meister,
Ruth-Maria Thomas und Victor Sattler
(7 Folgen)**

Rechte: die Autorinnen und Autoren; MDR

Sendung:

Folge 1:

„Erinnerung lernen“

von Ulrike Draesner.

Basierend auf den Erinnerungen von Dr. Hans Landshut aus Berlin

(Online-Länge: 31'58'')

(On Air-Länge:)

Erzählerin: Hedi Kriegeskotte

Sprechstundenschwester: Anne Müller

Berlinerin: Lisa Hrdina

Dr. Landshut: Christoph Gawenda

Bertha Landshut: Lisa Hrdina

Alma Landshut: Judith Engel

Nachbarin: Marina Frenk

Stimmen: Anne Müller, Max Urlacher, Marina Frenk

>Ansage

Atmo Prenzlauerberg

Erzählerin:

Hier also. Über der Buchhandlung, über dem Optiker, über dem Laden mit portugiesischem Geschirr lebten sie. Stein um Stein stehen die alten Häuser, die Wände. Man ging diese Treppen hinunter, trat diese Stufen aus. Prenzlauer Berg, Bötzowviertel, Sommer 2023.

Stimmen:

Können wir bleiben...? Können wir bleiben...? Können wir bleiben...?

Erzählerin:

Die Platanen sind alt, vermutlich nach den kalten Wintern 1945/ 46 gepflanzt. Im Hof meines Hauses stößt man, kaum kratzt man an der Erde, auf Scherben. Keramik und Glas, Bruch. Hier stand ein Haus, hier war ein Keller, hier liegen die Reste eines britischen Kampfflugzeuges.

Hier. Da waren sie schon fort. Nicht vor jedem Haus liegt ein Stein, der erinnert. Ein Stein, der spricht.

Atmo: Die Platanen rauschen, Kinder fahren Rad auf dem Gehweg

Der Secondhand-Laden macht Ferien, ebenso der Blumenladen gegenüber. Nur der alte Herr, der Reinigungsmittel verkauft, seit 55 Jahren und mit Stolz, hat geöffnet. Ein paar Eltern mit Krabbelkindern auf dem Piratenspielplatz. Der Sand, der Zaun. Auch hier stand ein Haus. Die Ebereschen schieben noch grüne Beeren aus, die Kastanienbäume wurden gefällt, die waren älter als der Krieg, der Ahorn im Hof ist abgebrannt.

Hier also.

Stimmen:

Können wir bleiben...? Können wir bleiben...? ...

Erzählerin:

Ich sehe ihre Schatten, die Schatten der Kinder, die sie nicht bekamen, der Kindeskind, die sie nicht bekamen, der Leben, die sie nicht zu Ende führten. Die beendet wurden. Hier also gehe ich entlang, unter einem Hut aus Spanien, Sonnencreme Faktor 50 im Gesicht gegen die giftigen Strahlen der Sonne, die, als sie eckig gezeichnet wurde, in Haken, Menschen schliff und fraß.

Ich war 15, als es mir dämmerte, dass sich meine Eltern ohne Hitlers Drittes Reich vermutlich nie begegnet wären.

Vater Flüchtling aus dem Osten, Mutter Bayerin. Ich war 15, als ich zu ahnen begann, dass die Welt, die man nicht sieht, größer ist als jene, die vor den Sinnen tanzt. Hier also. Sie nicht, ich schon.

[4'18" O-Ton Kienzle Uhren Werbung: "Potsdam in deinem Schoß war das Reich geboren du erlebtest den gewaltigen Tag, dein herrliches Lied war auserkoren..."]

Atmo: Treppenhaus/Arztpraxis/ Radio beginnt

Sprechstundenschwester:

Hier, Bötzowstraße 53, wo neben dem Klingelbrett ein neues weißes Schild angeschraubt wird: *Dr. Landshut, praktischer Arzt, 9-12, 15.30-17.30*

[noch O-Ton Kienzle Uhren Werbung im Hintergrund]

Erzählerin:

Man öffnet die Haustür, tritt auf Fliesen, unter Stuck, geht an Spiegeln vorbei, ein paar Stufen hoch. Da warten sie schon.

Alte Berlinerin:

„Juten Tag, Frau Burow, meenem Gustav jehťs so schlecht, könn'se uns vielleicht zwischenschiebn?“

Sprechstundenschwester:

„Doch, doch, ich krieg sie noch rein. Nu setzen Se sich erst mal.

[noch O-Ton Kienzle Uhren Werbung im Hintergrund: “wieder in unseren Herzen erwacht und fest mit unserer Heimat verbunden”]

Erzählerin:

Das Wartezimmer ist voll, eine Frau, elegant mit Hütchen, schaukelt einen Kinderwagen.

[noch O-Ton Kienzle Uhren Werbung im Hintergrund: “Deutsche Heimat wir haben dich wieder, wir singen beglückt unsere deutschen Lieder”]

Dr. Landshut:

Ich bin als Siebzehnjähriger 1914 freiwillig in den Weltkrieg gezogen, wurde in Frankreich verwundet.

Erzählerin:

Dr. Hans Landshut.

Dr. Landshut:

Da verlierst du den Glauben an ... an die Menschheit, sagten manche. Aber ich glaube, sie meinten sich selbst. Ich studierte Medizin in Heidelberg. Wollte wieder zusammensetzen, was zerbrochen war, wollte Menschen heilen. Und nun haben sie das Heilen-Wort genommen und zerstören auch das. Ein neuer Krieg wird vorbereitet, überall sieht man es, selbst in dem neuen Brunnen in der Bötzw. Riesige rote Quader, vier Stiere, Fischer, Netze und eine Mutterfigur. Nur Bruno und Maria, unsere alten Nachbarn aus der Pasteurstraße, muntern mich auf. Wie nützlich ihr Radiogeschäft nun ist. Nichts, gar nichts kann der Blockwart meckern, wenn sie Frequenzen suchen, nachts, und er Geräusche hört, denn sie arbeiten schließlich für das Volk, also die Volksempfänger. Ist ja nicht ihre Schuld, dass die so oft kaputtgehen. Kaputt. Auch meine Praxis wollen sie kaputt machen. Menschen meiner Art.

[O-Ton Propagandafilm: “Am Nachmittag des 21.3. trat der Reichstag zum

ersten mal in der Krolloper zusammen. 2 Tage später brachte der Reichskanzler Adolf Hitler das Ermächtigungsgesetz ein, das mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde.”]

Ohne Bertha und meine Sprechstundenhilfe wär‘ ich schon verloren. Nur gegen die Angst um Lilly hilft nichts. Da Bertha als arisch gilt, ist unsere Tochter Halbjüdin.

[7’15” O-Ton Aufruf zum Boykott jüd.Geschäft: “Mit einer imponierenden Manneszucht...”]

Klingt schlecht? Fühlt sich noch schlechter an.

[noch O-Ton Aufruf zum Boykott jüd.Geschäft: “...unsere Partei und unser Führer. Heil, Heil, Heil”]

Bertha Landshut:

Eben erst musste die Praxis in die Wohnung verlegt werden.

Dr. Landshut:

Bertha sagt, sie kenne ihre Pappenheimer und fragt Lilly aus, wenn sie von den Nachbarn zurückkommt. Was die wissen wollten. Und was sie gesagt haben, über uns.

Bertha Landshut:

Frisch verheiratet sind wir 1932 eingezogen,

Erzählerin:

Bertha Landshut, die nichtjüdische Ehefrau von Hans.

Bertha Landshut:

1933 kam hier Lilly zur Welt. Ich kann gar nicht glauben, dass das erst vier Jahre her ist. Weit musste die Praxiseinrichtung ja nicht geschleppt werden, nur die paar Meter aus der Pasteur 20 ins Eckhaus Bötzw-Eibinger. Privatpatienten behandelt Hans jetzt im Wohnzimmer. Vor den Fenstern das

Grün des Arnswalder Platzes mit seinem kleinen Park. Schön war der, als wir herkamen. Doch nun scheint das Steinrot der Riesenochsen durch die Bäume. Vier Ochsen, ja, so nenn ich das. Monumental, deutsche Kraft und ein „deutsches Weib“. So was soll auch ich sein. Dass ich nicht lach. Überall stellt das neue Denken sich auf.

Sprechstundenschwester:

Nach außen verkauft seine Frau den Umzug als Fortschritt. Mehr Laufkundschaft habe man in der neuen Lage, da, an der befahrenen Eibinger Straße. Er sagt nichts dazu. Der Mund verschließt sich einem immer mehr.

[noch O-Ton Boykott jüd. Geschäfte: Deutsche wehrt euch, kauft nicht bei Juden... Deutsche macht euch frei, von der Judentyranei...]

Bertha Landshut:

Bevor ich ausgeh, setz ich mir den Hut von Scheier & Herz auf den Kopf.

Erzählerin:

Bertha Landshut, die nichtjüdische Ehefrau von Hans.

Bertha Landshut:

Himmelblau, mit einer gesprenkelten Feder rechts vorn und einer Krempe, die man ganz umschlagen kann. Mein Gesicht wird schmaler durch ihn. Scheier & Herz sind die besten. Noch bevor die Pariser Hutmacher wissen, was sie tun, wird es in der Heinrich-Roller geschickter gemacht. Neben der Gemeindeschule steht die elegante weiße Fabrik. Und die Pelze erst, daran will ich gar nicht denken. Beim Juden einkaufen: Das haben sie doch alle gern gemacht. Aber David Seefeld, dem die Hutmacherei zur Hälfte gehört, ist ohnehin nicht mehr er selbst. Auf der Straße riefen sie ihm gern „Millionär“ nach, und man sah, dass es ihm gefiel. Dann starb sein Sohn Karl vor drei Jahren an einer Kehlkopfentzündung. Mein Mann sagt, dass man an allem sterben kann. Mir wird ganz anders, wenn ich es hör. Und jede Geschichte nimmt Hans sich so zu Herzen, hängt an jedem Patienten. Seine Geschwister wollen auswandern. Die drängen ihn. Und ich weiß nicht, was tun. Man reißt sich doch so leicht nicht los. Das blutet einem doch das Herz. In jede Richtung. Hans

sagt, er habe doch mich, seine „Mischehe“, die schütze ihn. Der Liebe, der geht mir hier nicht weg. Immer müsste er jemanden aufgeben, immer gibt es ein „warte noch, bis Herr X gesund ist, Frau Y.“

[11'05" O-Ton Goebbels Anspache Sportpalast: Diese jüdische Frechheit hat länger gelebt als sie in Zukunft noch leben wird und wir werden den Herren auch Töne beibringen, die sich noch niemals vernommen haben.]

Bertha Landshut:

Und ich geh jetzt Nägel kaufen. Wir hängen ein Bild des Kaisers ins Wartezimmer. Das ist ein Zeichen, das nicht verboten ist.

Erzählerin:

Hier also. Die Blätter der Bäume vor den Fenstern fallen, so trocken ist der Sommer, so eilig der Herbst. Man schaut und schaut und macht die Augen zu. Die Wirklichkeit hat sich verkleidet, sie sinkt weg. Auch die Häuser sind wie lackiert, wie hinter Glas. Und die Menschen. Man sieht nicht mehr, man darf nicht stehen bleiben, nicht fahren, nicht sitzen. Man geht und geht und müsste weiter gehen und weiß nicht wie. Die Zeit hat einen Sprung.
Hier also.

Atmo: Treppenhaus

Nachbarin:

Keine Zeitschrift, keine Zeitung liegt mehr aus. Dr. Landshut war im Gefängnis, monatelang. Der Vorwurf gegen ihn: eine illegale Abtreibung. Das konnten sie ihm aber offensichtlich nicht nachweisen. Nun ist er wieder da.

Man bringt sich mit ins Wartezimmer, was man lesen will, man hat es eingebunden in neutrales Papier, man überlegt sich, ob man es überhaupt hervorholt. Das Paar links in der Ecke, beide um die 50, flüstert miteinander auf Jiddisch. Ich höre „dermonen“. Das heißt „erinnern“, glaube ich. Klingt wie „ermahnen“, wie „Dämonen“. Das hört man jetzt doch mit.

Und wer ich bin? Ach, wissen Sie, ich wohne hier.

Im Winter vor zwei Jahren ging es bei den Landshuts los. Gefängnis Moabit, Untersuchungshaft September 1936 bis zum Freispruch im Januar 1937. Oder

war es andersherum: Verhaftung am 17.1.1937, Freilassung im September. Die Daten schwanken, verdrehen sich. Das ist der Druck. Und nachfragen: Nachfragen will man nicht. Nicht, dass man gleich mit in Verdacht kommt. Sich zu sehr interessiert für was Jüdisches.

Erzählerin:

Schon das, diese erste Anschuldigung, hat ihm beruflich den Hals gebrochen. Die Praxis in der Pasteur machte er zu. Auch die Landshuts bekommen kein zweites Kind. Das sind die Zeichen, man sieht sie überall, wenn man sie zu sehen weiß. Mit den Steins, den Freunden aus der Pasteur, arbeitet er gegen das an, was draußen passiert. Was im Radio brüllt. Was im Inneren als Nebel liegt.

[14'13" O-Ton Klavier Ein Reich ist uns entstanden: "Achtung Gleichschritt Marsch (Marschmusik). Die Braunhemden schreiten die Straße entlang mit leuchtenden Augen und federndem Gang und ein Jubel und Singen ist ihr Geleit, mit uns zieht die neue Zeit - die neue Zeit die bessere Zeit, die den Menschen vom Zwange des Soldes befreit. Rot leuchtend ein Wimpel sie überweht drauf schwarz gezeichnet das Hakenkreuz steht, die Flagge verkündet wir sind bereit zum Kampf für die neue, die bessere Zeit."]

Erzählerin:

Am 30. September 1938 hat man ihm - wie allen jüdischen Ärzten - die Approbation per Gesetz entzogen.

Sprechstundenschwester:

Der Bescheid hängt im Wartezimmer an der Wand, da, wo das Kaiserbild war. Nichts da „Dr. Landshut“. „Herr Landshut“ heißt das jetzt, „Krankenbehandler“. Herr Landshut, Judenkonsulent.

Auch das Schild draußen neben dem Klingelbrett wurde angepasst. Pikobello, total richtig, mit Judenstern: *Hans Israel Landshut, 9-10, 15.30-16.30, Sonntags 10-11. Zur Behandlung ausschließlich von Juden berechtigt – Heil Hitler.*

Erzählerin:

Da - saß ich im Dezember 2006 in Damaskus, und ein Mann mit dem zweiten Gesicht erschien und sagte Dinge über uns, die jeder und jede hätte wissen (erraten) können mit etwas Glück. Doch dann fragte er mich nach meinem Haus in Berlin, sagte, die Haustür sei weiß. Braun, antwortete ich, doch er wusste schon, dass ich im dritten Stock lebte und dort war die Haustür weiß, und er sagte mir, wie die Zimmer angeordnet waren, wohin sie blickten und dass – ich habe die Jahreszahl vergessen – dass in dieser Wohnung, auf diesen Dielen, zwischen diesen Wänden Menschen erschlagen worden waren.

Hier also.

Damals, in Damaskus, spürte ich es zum ersten Mal geradezu körperlich: Die Vergangenheit ist nicht einfach vorbei. Sie mischt sich in mein Leben ein. Diese Ziegel, diese Wände, dort, wo ich schlafe oder arbeite oder koche: Was alles haben sie miterlebt? Was hängt, als schwaches Echo, noch in der Luft? Und was geschieht damit, wenn ich an es denke. Es an-denke? Der junge Mann aus Kairo mit dem Gesicht, das durch Zeiten sah, würde lächeln: Woher willst du wissen, wirklich wissen, dass ein Mensch in der Zeit nur nach vorne handeln kann?

Hier also.

Den Geschwistern von Hans Landshut gelingt es, sich in Sicherheit zu bringen. Sie verlassen Deutschland noch rechtzeitig.

Dr. Landshut:

13. Oktober 1941

Erzählerin:

An seine Schwester Rosa in Chicago.

Dr. Landshut

Meine Lieben!

Ich freue mich zu hören, dass es Euch so gut geht.

[17'09" O-Ton Himmler vor Generälen der Waffen-SS (liegt dialogisch mit Dr.Landshut): "Ich will auch ...ein ganz schweres Kapitel. Es soll zwischen uns ausgesprochen sein und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. Ich meine die Judenevakuierung die Ausrottung des jüd Volkes. Es gehört zu den Dingen die man leicht ausspricht. Das jüd volk wird ausgerottet. Von euch werden die meisten wissen, was es bedeutet , wenn 100 Leichen da liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen.] Von uns

wäre relativ wenig zu berichten.[Himmler] Sagt mal, wie geht es Ursula und Renate, die Euch in Stockholm besuchten? [Himmler] Sind sie auch ausgewandert? [Himmler] Ich liege leider auf meinen alten Papieren fest und habe meine Bürgerschaftserklärung nicht anerkannt bekommen, [Himmler] sonst wäre ich auch schon dort.

[Himmler]

Erzählerin:

Es ist zu spät. Nur fünf Tage nach seinem Schreiben an Rosa, am 18. Oktober 1941, verbietet der sogenannte Reichsführer SS, Heinrich Himmler, Juden mit sofortiger Wirkung die Ausreise. In einer kurz darauf verfassten internen Mitteilung der SS wird präzisiert: das Ausreiseverbot betreffe nicht die "Evakuierungsaktionen". Mit dem Codewort „Evakuierungsaktionen“ ist die gezielte und ab diesem Zeitpunkt systematisch durchgeführte Deportation jüdischer Menschen gemeint.

Erzählerin:

Im Dezember 41 stirbt der Vater von Hans Landshut eines natürlichen Todes, zu Hause in Berlin-Halensee. Seine Frau, Alma Landshut, wird aus der Wohnung ausgewiesen und von der Sammelstelle in der Großen Hamburger Straße in das Ghetto Theresienstadt deportiert.

Alma Landshut:

Am 21. Oktober 1942 wurde ich plötzlich durch die Polizei verständigt, mich sofort bei der Gestapo zu melden.

Erzählerin:

Seine Frau Alma Landshut:

Alma Landshut:

Als ich mich dort meldete, befahl man mir, mich in den Flur zu setzen, um zu warten bis man mich abholt. Nach ca. 1/1/2 stündiger Wartezeit holte mich ein jüdischer Ordner und brachte mich in das Jüdische Altersheim Große Hamburger Straße, in dem ein Sammellager eingerichtet war. Dort erkrankte ich und kam daher erst am 5. November

nachts drei Uhr mit dem Transport nach Theresienstadt. Abends um 9 Uhr trafen wir dort ein und bei der Revision musste ich feststellen, dass mir mein als Gepäckzeug zugebilligter Koffer bis auf meine Bettrolle abhandengekommen war. Unser Transport war nicht gemeldet, demnach auch keine Vorbereitungen getroffen, und so mussten wir mit ca. 500 Leuten zusammen in der Bodenbach Kaserne in einem Raum auf der Erde ohne Strohsack etc. schlafen.

14 Tage blieben wir dort, um dann unser Quartier mit einem noch schlimmeren zu vertauschen. In diesem menschenunwürdigen Zustand gab es natürlich viel Kranke und ebenso viel Tote. Dieser Zustand dauerte ca. zwei Monate. Dann wurden wir in kleinen, ganz primitiven Häusern untergebracht. Leider litten wir dann sehr unter Ungeziefer und schliefen dort von März bis Oktober.

Täglich starben 200-250. Zuerst konnten wir an den Leichenfeiern teilnehmen, ein Rabbiner sprach dann die Totengebete, bis auch das verboten wurde. Die Leichen wurden im Krematorium verbrannt. Als Urnen dienten Pappschachteln, die wir allerdings nie sahen, da es uns verboten war, die Leichen ins Krematorium zu begleiten.

Plötzlich erging vom Kommandanten die Aufforderung, so und so viel Urnen zu vernichten und zwar sagte man uns, der Grund dafür wäre der, dass die Anzahl der Verbrennungen, die der Prüfungskommission angegebenen weit übertraf.

Erzählerin:

Auch Hans, den seine Ehe mit der nichtjüdischen Bertha vorerst tatsächlich vor einer Deportation geschützt hat, wird im Mai 1943, ebenso wie Bruno und Maria Stein, die Freunde aus der Pasteur mit dem Radiogeschäft, von der Gestapo verhaftet.

Bertha Landshut:

7. Mai 1943. Mittags klingelt es. Vor der Tür die Gestapo, zwei Mann hoch. Sagt man das so? Zwei Mann hoch und breit und unerbittlich. Gegenüber hält ein Privatwagen, in dem ein Dritter wartet. Sie holen meinen Mann ab, ohne zu sagen, warum und wohin.

Ich erfahre später, dass er in die Prinz-Albrechtstraße ins Gestapo-

Gefängnis gebracht worden war. Dort blieb mein Mann ungefähr drei bis vier Wochen und kam dann anschließend in das Polizei-Präsidium am Alexander-Platz. Er befand sich ungefähr ein Vierteljahr in Einzelhaft und kam dann später in eine Zelle mit ca. 20 Mann.

Am 18. Mai 1944 wurde Hans in das KZ gebracht .

Erzählerin:

Von Mai 1944 an arbeitet Doktor Hans Landshut im Außenlager Lieberose als Häftlingsarzt. Lieberose? Dort, wo heute Wüste ist? Durch unvorsichtiges Zündeln einer NS-Brigade war 1942 ein riesiges Stück Wald abgebrannt. Noch man das im Sommer 1944 noch? Verkohlte Baumstümpfe, schwarze Baumgerippe. Man ließ alles stehen. Es fiel von selbst. Für eine Aufforstung fehlte die Menschenarbeitskraft. Lieberose. Leben im Totenwald. Ab 1945 fahren hier sowjetische Panzer. Truppenübungsplatz bis 1990. Der Boden ist endverdichtet. Kaum Vegetation, kein Tier. Die größte Wüste Deutschlands. Hektar um Hektar: Sand.

Hier also.

Dr. Landshut:

An Frau Alma Sara Landshut

Theresienstadt

1. Januar 1944

Erzählerin:

Aus dem Gefängnis in Berlin schreibt er seiner Mutter zum Jahreswechsel 43/44 eine Karte, die seine Frau Bertha zur Post bringt:

Dr. Landshut:

Liebe Mutter! Zum neuen Jahre wünsche ich dir das Beste und hoffe, dass es uns den lange ersehnten Frieden bringt.

Bertha Landshut:

Das darf jeder wünschen. Die Karte ist klein. Wenige Sätze. Floskeln.

Dr. Landshut:

Wir sind Gott sei Dank noch gesund und wohl. Sonst wüsste ich nichts mehr zu berichten.

Bertha Landshut:

Was soll man sagen? Ich schreibe „herzlichen Gruß“. Lilly fügt in ihrer Kinderhandschrift an: „Ein gesundes neues Jahr wünscht dir deine Enkelin Lilly.“ Sie setzt einen Punkt hinter ihren Namen. Einen Punkt auf der vorgezeichneten Schreibzeile. Es gibt keine Schulen mehr für sie. Im Winter geht sie jeden Tag Schlittschuhlaufen.

Erzählerin:

Wie schreibt man an eine Oma, die vom Erdboden verschwunden scheint? Wie schreibt man von der Angst?

Lilly, sieben Jahre alt. In dem Jahr, das soeben beginnt, wird ihr Vater ermordet werden.

Bald werden wieder die weißen Platanensamen durch die Bötzwow wehen.

Hier also.

[24'47" O-Ton Wochenschau (nur Musik) unter Erzählerin]

Erzählerin:

Bertha und Lilly leben jetzt zu zweit in der Bötzwowstrasse.

Bertha und Lilly, im Keller der Bötzwowstraße 53, Fliegeralarm. Sie wohnen weiterhin in der Wohnung. Spüren die Leere, jeden Tag. Lilly ist Halbjüdin. Was Bertha Landshut unternimmt, um sie zu schützen, wissen wir nicht. Bertha und Lilly.

Laut Berichten überlebender Mithäftlinge hatte Hans bis zuletzt immer noch Hoffnungen, entlassen zu werden und zu seiner Familie zurückzukehren.

Bertha Landshut:

Stattdessen überführten sie ihn ins Hauptlager. Dort wurde er am 3. Oktober 1944 erschossen - im Alter von 47 Jahren .

Erzählerin:

Wie bezahlt Bertha die Miete? Wie das Brot? Im Volkspark am Ende der Bötzwowstraße sammeln sie Bruchholz. Bertha und Lilly.

Alma Landshut:

Ich mache mir große Sorgen um Hans.

Erzählerin:

Die Mutter von Hans, Alma Landshut, überlebt die NS-Verfolgung im Ghetto Theresienstadt und wird im Mai 1945 von der Roten Armee befreit.

Alma Landshut:

Ich mache mir große Sorgen um Hans. Tagsüber halte ich mich beschäftigt. Aber nachts ...

Erzählerin:

Vom Tod ihres Sohnes Hans hat sie bislang nichts erfahren. Auch sie wird im Sommer 1945, nach ihrer Befreiung aus Theresienstadt, an die Bötzwowstraße denken. Sie schreibt an ihre Verwandten in den USA:

Alma Landshut:

Ich hörte von einer Frau aus Berlin, sie [~~Lilly~~ ~~oder wohl eher Bertha~~] lebe in der Pasteurstrasse und wartet auf freie Unterkunft. Nichts Genaueres kann ich in Erfahrung bringen. Es ist zum Verzweifeln. Hoffentlich kann ich diesen Monat noch einmal nach Berlin fahren. Ich muss die Wahrheit herausfinden.

Erzählerin:

Die Geschwister von Hans sind ~~könnten~~ der Mordmaschinerie Hitlers rechtzeitig entkommen.

Der Bruder, Wilhelm Bubi (später William genannt), ist ins Exil nach Montevideo geflohen, die Schwester Rosa lebt mit ihrer Familie in

Chicago.

Alma Landshut:

Theresienstadt

Kavalierkaserne

~~Wallstrasse 8/46~~

18.6.1945

Meine Geliebten!

Ein wirklicher Freudentag für mich war das Eintreffen Eures Telegrammes. Es war die erste Verbindung mit der Aussenwelt [...] Ich bin seit November 1942 hier, habe Unsagbares durchgemacht und darf der Vorsehung sehr dankbar sein, dass ich gesund und am Leben bin. Den grössten Kummer und manchmal schlaflose Nächte verursacht mir die Tatsache, dass ich von Hans und seinen Angehörigen seit dem 1.1.1944 nichts gehört habe und nur hoffen will, dass er noch am Leben ist. Hier wird allmählich aufgelöst, ein großer Teil der Insassen, speziell die Ausländer, sind bereits abgereist. [...] Man fühlt sich nicht mehr als Gefangener und braucht nicht zu hungern. [...] Ich umarme ~~und küsse~~ Euch ~~und verbleibe mit meinen Gedanken für immer bei~~ Euch – Eure Mutter

Erzählerin:

Nach knapp zweieinhalb Jahren unter unmenschlichen Bedingungen kehrt Alma Landshut im Herbst 1945 nach Berlin zurück.

Bertha scheint nach der Befreiung keinen Kontakt mit Alma zu wollen.

Wir wissen nicht warum. Was mag vorgefallen sein?

Streit? Scham?

Wessen Scham?

Und Lilly, zwölf Jahre alt? Wie geht man mit einer Oma um, die von den Toten zurückgekehrt ist? Mit einer Schwiegermutter, die überlebte, und der Ehemann nicht?

Alma Landshut

„Beinahe hätte ich mich der großen Armee im Himmel angeschlossen“, schreibe ich im Sommer 1945 noch aus Theresienstadt an meine Tochter Rosa.

Erzählerin:

Beinahe, sagt sie, hätte sie sich ihr angeschlossen, der großen Armee den Gestalten aus Rauch. Eine Emigration folgt der anderen.

Alma Landshut

Locker soll das klingen, den Schrecken abmildern, den die Nachricht auslösen wird. Meine Krankheit, eine Nierenentzündung, hab ich eben erst überwunden. Man gibt mir Medikamente, vor allem aber päppelt man mich auf. Ich wieg wieder 45 Kilo. Das ist viel im Vergleich.

Erzählerin:

Almas Worte, die die Tochter ablenken sollen, sind wie tot. Steif, formal der gesamte Brief. Es muss so ungewohnt sein, wieder schreiben zu dürfen, was man mag.

Alma Landshut

Samstag will ich nach Weißensee fahren, um nach Vaters, meiner Mutters und Oscars Gräbern zu sehen. Der Friedhof soll ja sehr mitgenommen sein. Ich graule mich vor dem Gang. Ach, wer weiß, wo sie meinen armen Jungen verscharrt haben.

Atmo: Prenzlauerberg

Erzählerin:

Und hier. Ein Laden für Stoffe, eine neue Eisdiele. In der Pasteurstraße lebt eine Freundin, am Arnswalder Platz kaufe ich jeden Samstag Gemüse, auf dem Spielplatz dort zwischen den hässlichen steinroten Ochsen schaukelte mein Kind, in der Heinrich-Roller-Straße ging es in die Schule neben der einstigen Hutfabrik. Gegenüber liegt ein christlicher Friedhof, doch der Weg zum jüdischen Friedhof, dem alten, der nicht mehr belegt wird, ist kurz, kürzer noch jener zu den Kindern im jüdischen Waisenhaus.

„Mein“ Kiez. Ich kaufe eine neue Brille in der Bötzw,

Stimmen:

„Lass uns gehen.“ „ ...zahlen wir, versuchen“,

Erzählerin:

lasse meine Augen untersuchen.

Stimmen:

„Du musst...“, „Passage nach Amerika.“

Erzählerin:

Neben der Wand, durch die Zeit, flüstern Stimmen:

Stimmen:

“Können wir bleiben?“

Erzählerin:

Hier also gehe ich an einem Sommertag des Jahres 2023 durch die Straßen, umgeben von Schatten. Ich sehe sie zwischen den beiden Frauen, die sich Ecke Bötzw/Hufeland unterhalten, sehe sie neben dem Mann, der mich überholt, über den beiden Mädchen, die überlegen, ob sie einen Blumenstrauß kaufen, ein Buch.

Stimmen:

“versuchen“, „Lass uns gehen.“ „...zahlen wir“

Erzählerin:

Hier also. Bin ich allein, weil Menschen, die ich geliebt hätte, nie geboren wurden?

>Absage I

Absage:

Alma Landshut reiste 1946 zu ihrer Tochter in die USA und starb dort 1949 im Alter von 74 Jahren.

>Absage II

„Jede Saat trägt ihre Früchte“

von Amalie Mbianda Njiki

Basierend auf den Erinnerungen von Jenny Bohrer aus Gailingen

(Online-Länge: 28'04'')

Jenny Bohrer: Hedi Kriegeskotte

Erzählerin: Anne Müller

>Ansage

[1'02" O-Ton Reportage vom Fackelzug der SA: "...in dem sich der neue Reichskanzler A. Hitler befindet...über dieses erwachende Deutschland , über diese Masse von Menschen aus allen Ständen, aus allen Schichten der Bevölkerung, die hier vorbeimarschieren, Arbeiter,...]

Jenny Bohrer:

Der erste April 1933 brachte auch uns eine starke Welle des Unglücks in unser abgeschiedenes, stilles Dorf am Rhein. Hart an der Schweizer Grenze gelegen, kosteten wir, von nun an, all die Leiden und Freuden aus, die ein Grenort mit sich bringt. Ich sage trotzdem mit Bewusstsein Freuden, denn bis zum Jahre 1938, waren wir noch immer in der Lage die Luft der goldenen Freiheit im Schweizer Ländle zu genießen.

Erzählerin:

Sommer 2024. Es ist mein erster Besuch in Gailingen, seitdem ich den fünfzig Seiten langen Bericht der Jenny Bohrer im Archiv des Leo-Baeck-Instituts gefunden habe. Früher bin ich oft mit Freunden zum Schwimmen hier gewesen. Vom Strandkiosk werden mit Lautsprechern die Bestellungen ausgerufen. Deutsche, Schweizer, Menschen verschiedener Nationalitäten sammeln sich am Flussufer. Kinder und Jugendliche schwimmen in der natürlichen Trennlinie „Rhein“ zwischen Deutschland und der Schweiz. Das Zollhäuschen an der Rheinbrücke ist heute meist unbewacht.

Jenny Bohrer:

Dieses kleine Dorf an der Schweizer Grenze war ein großer Anziehungspunkt für viele unserer Brüder und Schwestern, die der gastlichen, freigebigen Schweiz einen Besuch um Almosen abstatteten. Hier, im Rabbinerhaus, bei dem immer freundlichen und mitfühlenden Hausherr wurde jeder Gast als der schönste Schmuck des Hauses angesehen. Kein Wunder, dass die Türen stets geöffnet waren. Der Pass dieser Brüder und Schwestern trug aber meistens den weißen polnischen Adler und das war ein Verbrechen das zumeist jeden erstens als Juden auswies, zweitens zum Verbrecher stempelte. Tägliche Hausdurchsuchungen waren daher in unserem Hause an der Tagesordnung.

Erzählerin:

Schon in meiner Kindheit höre ich von Gailingens jüdischer Vergangenheit. Von meiner Mutter lerne ich, dass der Ort vor dem Dritten Reich eine der größten jüdischen Gemeinden Süddeutschlands hatte. Früh schnappe ich auch den Begriff „altes Judendorf“ auf. Wo ich ihn das erste Mal höre, habe ich vergessen. Als ich die Erinnerungen Jenny Bohrs lese, erfahre ich zum ersten Mal vom persönlichen Schicksal einer Jüdin aus Gailingen.

Erzählerin:

Ich laufe vom Rhein ins Dorf. Die Sonne scheint, die Vorgärten blühen. Alte Gebäude säumen die Hauptstraße.

Erzählerin (denkt):

In welchen Häusern lebten früher jüdische Menschen? Nichts erinnert mehr an sie.

Erzählerin:

Irgendwo klingeln?

Erzählerin (denkt):

Vielleicht wissen die Bewohner etwas über die jüdische Vergangenheit. Doch dann mache ich es nicht. Als Schwarze Frau habe ich Angst vor unangenehmen Reaktionen.

Erzählerin:

Ich laufe weiter, lasse meine Hand über die Gartenzäune streichen.

Jenny Bohrer:

Jede Saat trägt ihre Früchte. Doch mir scheint, dass noch kein Samen so üppigen Segen gebracht hat wie der Samen des Nazi Giftes. Den ersten Niederschlag der Neuordnung bekamen die jüdischen Kinder zu spüren. Waren sie früher gewohnt, still und friedlich auf der Dorfstraße ihre gemeinsamen Spiele zu spielen, so wurden sie jetzt gemieden und

beschimpft. (...)

Erzählerin (denkt):

Vielleicht ist das Misstrauen gegenüber den Menschen schon in unserer Art zu leben vorprogrammiert. Im Kleinen trennen uns die Gartenzäune, Hauswände, Zimmertüren. Im Großen Staatsbürgerschaft, Religion, Ethnie.

Erzählerin:

Im Dritten Reich wurden diese Trennlinien tödlich für jüdische Mitbürger. Landesgrenzen und Haustüren verschlossen sich. Der Antisemitismus in Form von Rassegesetzen schuf künstliche Grenzen zwischen Menschen, die später zum Stacheldraht um die Konzentrationslager wurden.

Jenny Bohrer:

Ich konnte es direkt beobachten, wie der Widerstand der Katholischen Bauernschaft notgedrungen sich immer mehr gegen das Nazigift vermindern musste. Jeder Bauer hätte es noch nach den ersten Jahren als eine Beschämung empfunden, seine Tochter in den berüchtigten Bund deutscher Mädels einzugliedern. Sie versuchten lange Zeit immun zu bleiben. Aber leider, der Druck wurde immer stärker, und ich sah selbst die Festesten einige Zeit später in ihren Reihen.

[6'41" O-Ton Propagandafilm unter Erzählerin: Musik "...billige Versprechungen zu geben...Deutschland in die Geschichte...unser Volk...(Gesang) ...ein jeder SA-Mann ruft freudig Heil Hitler, wir stürzen den jüdischen Thron."]

Wie Verfemte konnten sie ja nicht existieren. Oh, wie gut verstanden es jene Verbrecher Zwang auszuüben.

Erzählerin (denkt):

Wie konnten die Deutschen die Ermordung ihrer Mitmenschen zulassen?

Erzählerin:

In der Schule lernten wir, es sei die Abgrenzung gewesen - die Fähigkeit, sich vom Schicksal anderer zu distanzieren. Durch Jennys Erinnerungen passiert in mir etwas, dass diese Logik durchbricht: Zum ersten Mal bin ich hier in Gaillingen, beim ~~gehe~~-spazieren und denk an den Holocaust.

Erzählerin (denkt):

Wo waren die jüdischen Geschäfte, wo fand jüdische Kultur statt?

Erzählerin:

Gerade die nur noch wenigen Spuren jüdischen Lebens, machen den Holocaust hier überall sichtbar. Auf meinem Weg durchs Dorf finde ich den einzigen Stolperstein in Gaillingen. Jeden Tag gehen hier Leute vorbei. Hier wohnte Grete Weil. JG. 1908. Deportiert 1940 Gurs. Interniert Drancy. 1942 Auschwitz. Ermordet 05.12.1942.

Jenny Bohrer:

Im Dezember 1937 begleitete ich meinen Mann, den Rabbi, nach Karlsruhe; wo er einen Vortrag zu halten hatte. Er war ein äußerst sympathischer Redner von ungeheurer Popularität und verstand auch schwerere und tiefere Dinge dem Publikum mundgerecht und interessant vorzusetzen. Er war ja so ein heiterer, begeisterungsfähiger Mensch, und wenn ihn ein Thema packte, dann wuchs er über sich selbst hinaus. Wie sagte doch unser lieber Freund Paul Meyer immer? Er wirkt so prophetisch so ungeheuer glaubensstark.

Erzählerin:

Ich besuche das jüdische Museum, das sich im ehemaligen Wohnhaus der Familie Bohrer befindet. Es ist ein großes, altes Gebäude mit roten Fensterläden. Im Untergeschoss, wo einst die jüdische Schule war, sind heute Tagungsräume untergebracht. Oben befindet sich eine Ausstellung zur jüdischen Vergangenheit in den ehemaligen Wohnräumen der Familie Bohrer. Im Treppenhaus sehe ich zum ersten Mal ein Bild, auf dem Jenny mit ihren sieben Kindern zu sehen ist. Auch ein Bild ihres Ehemanns, des letzten Rabbi von Gaillingen, Mordechai Bohrer, hängt daneben.

Jenny Bohrer:

Nun begannen die Ereignisse ein schnelleres Tempo anzunehmen. Der Auswanderungsgedanke nahm immer mehr an Umfang zu und im Brennpunkt des jüdischen Interesses standen Zertifikat, Affidavit oder Visum. Nur wir waren unbesorgt. Warum? Wer konnte es sagen? Ich denke wohl dass die Tatsache und das Bewusstsein dass unsere finanzielle Lage von uns als unerschütterter angesehen wurde keine sorgenvollen Gedanken aufkommen ließ. So kam der Winter der sogar unsere finanzielle Lage noch verbesserte. Der Oberrat übernahm die volle Gehaltsauszahlung meines Mannes, was eine völlige Unabhängigkeit von der Gemeinde bedeutete. Der Staat allerdings kürzte zu jener Zeit unser Gehalt merklich durch eine einfache Verfügung: Ein jued. Familienvater wurde als kinderlos erklärt und ging seiner Steuerfreiheit verlustig. Im Steuerbuch figurierte mein Mann als kinderlos.

Erzählerin:

An diesem Morgen bin ich die einzige Besucherin des Museums.

Erzählerin (denkt):

In diesen Zimmern geschah also, was heute noch fünfzig Seiten Erinnerungen sind. Hier wurde bis zum Schluss mit der irrigen Hoffnung gelebt, bleiben zu können, während sich draußen nach und nach alle Grenzen verschoben.

Erzählerin:

Jenny Bohrers Erinnerungen sind überliefert, doch das Schicksal vieler anderer aus der Gemeinde bleibt für immer ungewiss. Der Zufall bestimmt, an wen wir uns erinnern. Welche Geschichten in Museen und Archiven bewahrt und welche ausgelöscht wurden, welche Spuren die Nazis vernichten konnten und welche überdauerten.

Die Museumsleiterin erzählt, dass nur wenige Besucher kommen. Wie kann es sein, dass selbst die überlieferten Geschichten kaum noch Beachtung finden?

[12'25 O-Ton Aufruf zum Boykott: "Um 10Uhr hat der Boykott begonnen, er vollzieht sich mit einer schlagartigen Wucht."]

Jenny Bohrer:

Um jene Zeit begann es auch um uns zu stürmen, und wir waren uns nur zu sehr klar darüber, dass innerhalb der Deutschen Landesgrenze unseres Bleibens nicht mehr lang sein könne...

[12'45" O-Ton Hitler Reichstag 30.01.'39: "Wenn es dem internat. Finanzjudentum gelingen sollte...dann wird das Ergebnis nicht der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa."]
[12'58" O-Ton Propagandafilm: "Unser Führer, Heil, Heil, Heil"]

Unser Leben bekam jetzt einen neuen Interessenkreis, mein Mann begann eine große Korrespondenz zu führen mit allen möglichen Instanzen. Einzurangieren in die Reihe der Zertifikatsanwärter war ein Ding der Unmöglichkeit. Dazu hätte es vieler Jahre bedurft. Die Nummer die uns auf unsren Antrag hin zugeteilt wurde war der Zahl 3000 sehr nahe. So versuchten wir Teilresultate zu erzielen. d.h. auf irgendeine Weise einen Teil unsren Geldes zu transferieren. ... Als alle Bemühungen der Auswanderung näher zu kommen, scheiterten, versuchten gute Freunde uns auf die Schweizer Liste der Zertifikatsanwärter zu setzen. Das war im Augenblick nur Zukunftsmusik, keine reale Möglichkeit. Doch wie sagt man? Der Ertrinkende klammert sich an jeden Strohhalm.

Erzählerin (denkt):

Was bringt es, Erinnerungen zu konservieren, wenn sie von niemandem mehr wahrgenommen werden?

Erzählerin:

Auch ich bin heute zum ersten Mal hier im Museum. Obwohl ich mein ganzes Leben lang Zeit gehabt hätte, mich mit Gailingens Vergangenheit zu beschäftigen.

Erzählerin (denkt):

Woran liegt das? Museen trennen die Erinnerung vom Alltag. Oft sind es isolierte, erstarrte Räume. Vielleicht können wir etwas dazu beitragen, dass die Erinnerung nicht in den Museen erstarrt, indem wir uns selbst als Orte der Erinnerung begreifen. Ich besuche das

Museum, trage die Erinnerung danach in mir und kann sie dann weitergeben. Ich muss nicht warten, bis mich jemand aufsucht.

Jenny Bohrer:

Und so beginnt die letzte Phase; der Anfang des Endes. Den Auftakt nahm sie, für uns persönlich gesprochen, mit dem Erlass, dass jeder Jude als Höchstbesitz RM 3000.- sein Eigen nennen durfte. Alles darüber fiel dem Staate anheim. Auf Nichtbefolgen stand Todesstrafe. War es Zufall, war es Berechnung? Ein angesehenes Gemeindemitglied kehrte von seinem Ausflug in die Schweiz nicht mehr heim. Ein herrliches Haus, eine herrschaftlich eingerichtete Wohnung blieben einige Zeit dem Personal überlassen. Als die Gestapo Lunte roch, beschlagnahmte sie das Besitztum und schlug dort ihren unheilvollen Sitz auf. Jetzt hatten wir die Ausgeburten von Verbrechern in unserer unmittelbaren Nähe und waren ihnen ausgeliefert wie die Schafe dem Wolfe. Jetzt mussten sie auch beweisen, dass ihr Dortsein "segensbringend" für die Partei werden müsste.

Erzählerin:

Ich verlasse das Museum. Das Grundstück der ehemaligen Synagoge befindet sich direkt gegenüber.

Es ist ein kleiner Platz. Die Umrisse des einstigen Gebäudes sind nur noch mit Pflastersteinen angedeutet. Eine Leerstelle im Ortskern.

Jenny Bohrer:

An jenem Abend des 9. November war die traditionelle Feier der Nazis in ganz besonders pompöser Weise begangen. Leider spielten sich diese Dinge immer in unmittelbarer Nähe unserer Fenster am Kriegerdenkmal ab.

[15'53" Zitat SA. DER NSDAP. Darmstadt, den 11. November 1938: Auf Befehl des Gruppenführers sind sofort innerhalb der Brigade 50 sämtliche jüd. Synagogen zu sprengen und in Brand zu setzen.]

Mir schienen die Reden hasserfüllter, aufpeitschender zu sein als in früheren Jahren. Oh, sie brauchten ja diese Atmosphäre für die kommenden Stunden.

In jener Nacht vom 9. zum 10. November weckte uns eine furchtbare Detonation. Was war es? Das Herz drohte stillzustehen. Und nun begann ein Hin- und Her-Getrampel, ein Gelaufe und Getue und ich ging ans Fenster, um hinunterzuschauen. Eine große Menge S.A., alles Ortsfremde, machten sich an der Synagoge zu schaffen, schleppten alle Teppiche hinaus, warfen Bänke zusammen, rissen Lampen herunter, kurz, Vandalen könnten nicht ärger gehaust haben (...) Gewiss waren die Nerven aufs Äußerste angespannt, aber ich muss dennoch sagen, dass ein gewisses Gefühl der Sicherheit mich noch immer nicht verließ. Warum sollten wir diese Menschen fürchten? Wir sprechen ihre Sprache. wir kennen ihre Gesichtszüge, wir glauben zu fühlen, was sie denken, wie können sie uns so etwas antun? Ich trat auf den Korridor hinaus, und schon hatten sie den obersten Treppenabsatz erreicht, S.A.-Leute, vielleicht Zehn an der Zahl, einige Maenner in Zivil, wovon ein Kleiner, gedrungener, eine Lederjacke anhatte. Und die bekannten Hundegesichter der Gestapo, und der rothaarige Bürgermeister. "Die Saujuden, diese Bande. dieses stinkende Ungeziefer, pfui, da muss man sich ja die Nase zu halten." Und schon standen sie in unserem kleinen Korridor. Der in der Lederjacke versetzte meinem hinzutretenden Mann eine schallende Ohrfeige... Der Schlag riss ihm das Käppchen vom Kopf, er bückte sich danach, ein zweiter Schlag traf ihn. "Marsch hinaus mit Dir!" Noch ein Schlag mit der Reitpeitsche, und die S.A. Leute versetzten ihm noch einen Stoß, dass er die Treppe mehr hinuntertaumelte als er ging. Ich stand wie versteinert im Türrahmen der Küche während dieser Szene, die kleinen um mich herum (...). In mir war alles leer. Kein Gedanke, kein Gefühl. Ich war vom Himmel auf die raue, kalte Erde gestürzt, in diesen Minuten war eine Welt in mir zerbrochen. Und da plötzlich schlugen Flammen aus den Synagogenfenstern. Blutrot erschienen die ganzen Innenräume der Synagoge. Und wie ein Blitz durchfuhr es mich, wieder Leben in die abgestorbenen Gebeine bringend: Sie verbrennen unsere Männer mit den Sifrei Torah (...).

Erzählerin:

Aus Jennys Erinnerungen weiß ich aber, dass hier niemand dieser Menschen in der Reichspogromnacht stirbt. Während Frauen und Kinder die Zerstörung der Synagoge mitansehen müssen, werden die Männer nach Dachau deportiert. Jenny bleibt allein mit den Kindern zurück und versucht fortan

gleichzeitig die Auswanderung und die Freilassung ihres Mannes zu erwirken.

Erzählerin (denkt):

Ob man sich an die jüdischen Menschen von damals noch erinnert?

20'20'' O-Ton Bürgermeister (01:32-02:10):

Wir als Gemeinde sind uns dieser Verantwortung über diese Geschichte sehr bewusst und wir haben das auch aufgearbeitet und das wird dokumentiert in unserem Museum für jüdische Geschichte in Gailingen.

Erzählerin:

Der Bürgermeister von Gailingen

20'36'' O-Ton Bürgermeister (01:32-02:10):

Die Gesamtgemeinde ist... unterschiedlich interessiert an dieser Geschichte einfach, also wir haben einen Anteil an Mit... an Einwohnern die sind da sehr gut daran interessiert und nehmen Teil an dieser Erinnerungskultur, aber wir haben einen großen Anteil der Einwohner, die sich nicht dafür interessieren. Es ist einfach so.

Erzählerin (denkt):

Warum sollten wir uns an etwas erinnern, das nichts mit uns zu tun hat?

Frage: Was weißt Du über die jüdische Gemeinde, die früher im Dorf gelebt hat?

21'24'' O-Ton : 20-Jähriger

20-Jähriger: Ich habe mich mit der Geschichte des Dorfes tatsächlich bisher noch nicht wo wirklich auseinandergesetzt. Deswegen, keine Ahnung. Leider.

Jenny Bohrer:

Als nächster Schritt wurde ein persönlicher Bittanruf zur Gestapo nach Konstanz vorgeschlagen (...) Es war ein etwas gewagtes Unternehmen, sich in die Höhle der Löwen zu begeben. Alles strotzte in S.A. Uniformen, und mit zitternder Stimme fragte ich mich zum Leiter durch. Als ich an einem Kellerfenster vorüberkam, sah ich einen hoch aufgestapelten Haufen von Sifrei Thorah Mäntelchen in allen Farben, und an dieser Stelle sollte ich mir

Hilfe holen? Doch ich musste mein Ziel erreichen. Man ließ mich warten, und als ich dann vorgelassen wurde, stand ein gar nicht so unfreundlicher Offizier mir gegenüber der meine Bitte um baldige Freilassung meines Mannes anhörte und weiterzugeben versprach. Mir gab das Bewusstsein etwas getan zu haben neuen Mut (...) Und nun begann ein Hetzen und Jagen tagtäglich war ich unterwegs, entweder in Singen oder Konstanz. Die gesamte Auswanderung musste schnellstens abgewickelt werden. Jetzt hieß es alles möglich einkaufen, alle Papiere besorgen. Da gab es Tausend Erlaubnisscheine, die herbeigeschafft werden mussten. Erlasst es mir diesen schweren Teil meines Lebens in allen Einzelheiten festzuhalten. Alle Menschen die ausgewandert sind, wissen was eine Auswanderung bedeutet. Früh am Morgen verließ ich das Haus, um erst am späten Abend heimzukehren (...). Am 20. Dezember erhielt ich dann die Genehmigung zur Packung meines Liftes und am 22. Dezember bereits begann sie. Am selben Tage erhielt ich ein Telefongespräch von Justizrat Rothschild, der mich sofort nach Konstanz beorderte wegen einer sehr wichtigen Mitteilung. Freudenstrahlend erzählte er mir, dass es ihm gelungen sei, vom Staatsanwalt zu erwirken, dass er der Auswanderung meines Mannes keine Schwierigkeiten in den Weg legen würde (...) Inzwischen erreichte uns auch ein liebes Lebenszeichen von meinem Mann, eine voll- geschriebene Postkarte. Die Schrift war klar und deutlich, jedes Wort und jeder Buchstabe drückte Sehnsucht aus.

Erzählerin:

Bürgermeister Auer berichtet mir von verschiedenen Projekten der Gemeinde zu jüdischem Leben, wie jährlichen Gedenkveranstaltungen am jüdischen Friedhof. Er zeigt mir auch die Videoaufnahme eines Theaterstücks, indem das Schicksal eines jüdischen Geschwisterpaares aus Gailingen verarbeitet wird.

24'19" O-Ton Bürgermeister (02:39- 03:12):

Das Thema ist, also das Problem liegt darin, dass auch vor dem Zweiten Weltkrieg vor der Machtergreifung, das Zusammenleben in Gailingen zwar funktioniert hat, aber es gab immer schon auch Spannungen zwischen der

jüdischen und der christlichen Bevölkerung und dieser latente Antisemitismus von damals, den gibt es wahrscheinlich heute auch überall und die Menschen, die hier wohnen, die sind sich... die haben viele nach dem Zweiten Weltkrieg gesagt: Die Geschichte ist vorbei, man will nichts mehr damit zu tun haben.

Erzählerin

Hat die jüdische Vergangenheit Gailingens jemals in der Schule eine Rolle gespielt, wurde das jemals thematisiert im Unterricht?

25'06" O-Ton : 20-Jähriger

Nee, tatsächlich gar nicht.

Jenny Bohrer:

Gewiss durchzogen mich auch trübe Gedanken. Ich fürchtete sehr für seine Gesundheit. Und dann kam der Freitag, ein kurzer Winter-Freitag. Ich war noch in der Küche beschäftigt, als ich plötzlich ein Wehgeschrei im unteren Haus vernahm. Hals über Kopf stürzte ich die Treppe hinunter und plötzlich stieß ich die unerklärliche Frage heraus: "Lebt mein Mann?" Warum ich plötzlich diese mit nichts im Zusammenhang stehende Frage hinausschrie, ich weiß es bis zur Stunde nicht. Ich schwankte die Treppe hinauf, ging zu Frau Levy und wiederholte meine Frage. Man antwortete mir nicht. Ich fühlte nur wie langsam der Boden unter mir zu wanken begann.

Von unseren zurückgekehrten Gailingern erfuhr ich so manches über die letzten Lebenswochen meines Mannes sel. Angedenkens.

Der sofort eingetretene Durchfall quälte ihn von Anbeginn der Haft.

Nach tagelangem Fasten wurde den Häftlingen eine Suppe verabreicht mit Schweinefleischstückchen, die von jedem gegessen werden musste. Medikamente und ärztliche Hilfe

wurden den Juden im Lager versagt. Scheinbar hat dieser Zustand ihn aufs Äußerste geschwächt.

Erzählerin

Wie gehst Du persönlich mit der Vergangenheit Gailingens um? Spielt sie eine Rolle in deinem Leben?

26'59"O-Ton : 20-Jähriger

Insofern, dass ich mich damit nicht wirklich befasst hab, keine Rolle, nee.

Jenny Bohrer:

Am 28. November hörte er endlich seinen Namen bei den zu Entlassenden. Aber die damit verbundene Zeremonie stundenlangen Stehens bei völliger Entkleidung, bei jener Winterkälte konnte er nicht überstehen. Er fiel in Ohnmacht und erst dann kam er in die Krankenstube wo er am 30.

Dezember, an einem Freitag früh seine reine Seele aushauchte.

An einem Donnerstagnachmittag, zu dunkler Stunde, verließen wir Gailingen, still und leise. Nur die Nachbarn wussten die Stunde unseres Weggehens. Ich nahm Abschied von unserem lieben stillen Dorf, in dem ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht hatte.

>Absage I

Figurenabsage/ Urlacher:

Jenny Bohrer emigrierte Anfang 1939 nach Palästina, zusammen mit ihren sieben Kindern. Ihren Erinnerungsbericht hat sie 1943 aufgeschrieben.

Sie starb 1984 im Alter von 86 Jahren in Israel.

>Absage II

Folge 3:

„Stilles Heldentum“

von Nicolas Greiner

**Basierend auf den Erinnerungen von Dr. Ludwig Mann (mit Anna Mann) aus
Mannheim**

von Nicolas Greiner

(Onlinelänge: ca. 30'34'')

Rollen:

Erzähler: Christoph Gawenda

Dr. Mann: Dietrich Hollinderbäumer

Sicherheitschef: Tristan Becker

Ernst Mann / Oskar Althausen: Max Urlacher

Johanna Geissmar: Judith Engel

Schauspieler/ Gedicht: Oscar Hoppe

Stimme Frau: Marina Frenk

Stimme Mann: Nils André Brünnig

>Ansage I

Sicherheitschef:

Meldet sich niemand?

>Ansage II

Dr.Mann:

Aus der Tiefe eines dunklen Daseins spricht diese Stimme zu Euch

Sicherheitschef:

Meldet sich also niemand?

Dr.Mann:

Diese Stimme eines der Heimatlosen, die herumziehen müssen und nicht wissen, wohin sie gehören.

Sicherheitschef:

Meldet sich also niemand?

Dr.Mann:

Denn dies ist die Stimme eines alten Juden, der in der Frühe seines Lebens die ersten Ausbrüche des deutschen Antisemitismus und in den Jahren beginnender Betagtheit den schauerlichen Wahnsinn der deutschen politischen Pubertäts-Psychose erlebte.

Erzähler:

Frankreich, kurz nach Ende des zweiten Weltkriegs. Dr. Ludwig Mann, ein jüdischer Arzt aus Mannheim, blickt zurück, auf die Schrecken seiner Gefangenschaft im Internierungslager Camp de Gurs.

Dr.Mann:

Diese Stimme, meine Stimme, ist die eines Mannes von 72 Jahren, den Gnade und Schicksal aus dem Martyrium gerettet hat.

Ich sehe alles wieder, hier in dem kleinen Centre, wo wir in Zimmern wohnen und wieder in Betten schlafen. Ich will es nicht vergessen, und ihr sollt es in all euren Geschäften und Sorgen auch nicht vergessen! Darum erzähle ich.

Sicherheitschef:

Meldet sich niemand?

Dr.Mann:

Darum erzähle ich.

[2'26'' O-Ton Pétain: 20.6.1940 ...le marechal Pétain au francais. Francais...(leise weiter)]

Erzähler:

Frankreich 1940. Nach dem militärischen Sieg der Nazis, wird die dritte französische Republik durch eine neue Regierung ersetzt. Das autoritäre Vichy-Regime, benannt nach seinem Regierungssitz, dem Kurort Vichy in der Auvergne, übernahm nun die Verwaltung der nicht besetzten Gebiete Frankreichs.

[2'26'' O-Ton Pétain: J'assume le partir aujourd'hui...]

Im Auftrag der Nazis unterhält das Regime etwa hundert Internierungslager entlang der spanisch-französischen Grenze. Dort sind ab 1939 zunächst Kämpfer des spanischen Bürgerkriegs eingesperrt, später neben Prostituierten u.a. auch politische Häftlinge, jüdische Flüchtlinge, und ethnische Minderheiten.

Das Camp de Gurs in der gleichnamigen französischen Ortschaft, ist das größte dieser Lager.

[3'24'' O-Ton Eichmann: Jawohl, hier auf der Wannseekonferenz war nicht nur eine freudige Zustimmung allseits festzustellen sondern darüber hinaus ein gänzlich unerwartetes, möcht sagen sich übertrumpfendes und überbietendes...in Hinblick auf die Endlösung der Judenfrage. Ich hatte zu gehorchen.]

Zwischen 1939 und 1943 werden dort über 60.000 Menschen festgehalten, um nach der Wannseekonferenz und den dort gefassten Beschlüssen zur „Endlösung der Judenfrage“ ab 1942 von Gurs aus über Drancy weiter nach

Auschwitz-Birkenau, Sobibor und in andere Vernichtungslager verschleppt zu werden.

Auch die am 22. und 23. Oktober 1940 über 6500 deportierten Jüdinnen und Juden aus Baden und der Saarpfalz. Unter ihnen Dr. Ludwig Mann und seine Frau Anna.

Dr. Mann:

Die Baracken waren kalt, feucht, zugig und schmutzig, die Strohsäcke lagen auf den schiefen Bretterböden, schlecht gefüllt mit muffigem Stroh. Es gab Wanzen und Läuse, Ratten und Flöhe; aber kein Essgeschirr und kein Trinkgefäß. Wir waren vollkommen benommen vom Schock der plötzlichen Deportation aus der Heimat, die trotz der Erbarmungslosigkeit des Hitlertums eben doch die Heimat war, in der wir aufgewachsen waren und viele Generationen vor uns ihr Leben verbracht hatten. Viele begriffen immer noch nicht, was mit ihnen geschehen war. Man saß auf den Strohsäcken herum, hinaus konnte man nicht. Es regnete und regnete und regnete. Der Boden war verschlammt, man rutschte aus und sank ein. Die Gräben waren verstopft und das Wasser lief über.

Erzähler:

Das von Stacheldraht umzäunte Camp de Gurs besteht aus 380 Holzbaracken, die in 13 Bereiche unterteilt sind. In jeder der Baracken, die kaum Schutz bieten gegen Wind, Kälte und Hitze, müssen 50-60 Menschen Platz finden. Sie sind weder mit Trennwänden noch sanitären Anlagen ausgestattet; statt Fenstern gibt es nur unverglaste „Lichtluken“, die mit Holzklappen verschlossen werden.

Kommandos: Absteigen, Los ihr Schweine, Tempo, Marsch

Dr. Mann:

Alles Gepäck, die 20 kg, die pro Person erlaubt waren, war von den Gepäckcamions auf die Lagerstraße geworfen worden und lag in wüstem Durcheinander in Dreck und Regen. Nur kleine Dinge hatte jeder bei sich, vielleicht einen Becher, ein Messer, mit denen sich dann mehrere behelfen mussten.

Erzähler:

Bereits in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft sterben viele der Deportierten aufgrund der schrecklichen Lebensverhältnisse im Winter 1940/41.

Besonders ältere Menschen leiden unter den Zuständen. Anna und Ludwig Mann sind 64 und 66 Jahre alt, als sie in Gurs eintreffen.

Dr. Mann:

Ach, ich sehe es wieder, den Trubel in den dunklen Baracken, ich sehe wieder die Kranken und Pfleger meiner Krankenstation, die, ohne dass ich es wusste, weggeführt worden waren, ich höre wieder die Stimmen, die mich baten, dahin oder dorthin, irgendwohin eine Nachricht zu schicken. Ich sehe alles wieder.

Erzähler:

Ludwig Mann, geboren 1874, lebt bis zu seiner Deportation in Mannheim. Zusammen mit seiner Frau Anna, geborene Lindmann, hat er drei Kinder und einen Sohn aus erster Ehe.

Ernst Mann:

Der Ludwig, der wurde von seiner Familie und seinem Umfeld sehr geschätzt.

Erzähler:

Ernst Mann, sein Onkel.

Ernst Mann:

Er war ein sehr begabter Mann voller Fantasie, hatte das Temperament eines Künstlers und einen wechselhaften Charakter. Er war sehr sensibel und verstand die menschliche Natur, was die Wahl seines Berufs erklärt. Er war ein Epikureer, der gerne Heuchelei und Sentimentalität anprangerte.

Erzähler:

Ein Genussmensch. Pfeife rauchend, wie sein Onkel zweiten Grades Albert Einstein, und schlecht im Umgang mit Geld.

Angesichts der Zustände, deren Zeuge er im Camp de Gurs wird, spricht Ludwig Mann in einem Brief an Verwandte jetzt von einer ‚ultimativen Berufung seines Lebens‘.

Auch seine Kollegin, die Kinderärztin Else Liefmann, bezeugt in einem Brief das Leid der Menschen:

Stimme Frau:

Wir haben täglich 10-15 Tote, meist alte Menschen, aber auch ab und zu Jüngere und Kinder. Das ist dann besonders traurig. Aber der Dreck hier ist unbeschreiblich, dass, obgleich in meiner Krankenstation die Schwestern hervorragend arbeiten, dagegen kaum anzugehen ist. Außerdem fehlen uns ja so gut wie alle Hilfsmittel.

Erzähler:

Dr. Mann will tun, was er kann, um das allgegenwärtige Leid zu mindern. In Gurs gehört er zu den internierten Ärzten, die sich um die vielen gesundheitlichen Beschwerden der Gefangenen kümmern. Diese Position verschafft ihm einen gewissen Einfluss in der Lagerhierarchie, den er nutzt, um sich für Mitgefangene einzusetzen. Auch die schlechte Ernährung trägt zur allgemeinen körperlichen Schwäche bei.

Stimme Frau:

Morgens um 7 Uhr eine Tasse Kaffee, um 11 Uhr Brotausgabe,

Stimme Mann:

Die Menge der wichtigsten Nahrungsstoffe, Fett, Eiweiß und Kohlenhydrate entspricht nur ungefähr einem Viertel der als notwendig betrachteten.

Stimme Frau:

um 12 und 6 Uhr kaum ein halber Teller dünner Suppe mit Reis und einer Art spanischer gelber Erbsen, die nie weich werden.

Stimme Mann:

Euer Spülwasser mittags und abends enthält mehr Fett als unsere sogenannten Suppen und mit etwas Salz versehen, schmeckt es bestimmt besser als das heiÙe Wasser hier,

Stimme Frau:

ganz zu schweigen von dem Fleisch, zu dem man beglückwünscht wird, wenn man mal bei der Austeilung ein Stückchen erwischt.

Stimme Mann:

Meist ist es aber so hart und alt, dass man es gerne wieder ausspuckt.

Stimme Frau:

Die Verpflegung ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben.

Erzähler:

Nach der Ankunft im Lager werden Männer und Frauen voneinander getrennt in verschiedenen Lagerbereichen untergebracht. Nachdem sie aus ihrem Zuhause, ihrem Lebensumfeld herausgerissen worden sind, steht in Gurs für Familien, Freunde und Ehepaare gleich die nächste Trennung bevor. Nur mit speziellen Ausweisen ist es möglich, von dem einem Bereich in den anderen zu gelangen.

Oskar Althausen:

Jeder Bereich, jeder Block war durch Stacheldraht abgeschlossen, und der am Eingang stehende Posten ließ nur gegen Ausweis hinaus.

Erzähler:

Oskar Althausen, ein weiterer Überlebender aus Gurs.

Oskar Althausen:

Für die Insassen eines Bereichs standen ungefähr 15 bis 25 solcher Ausweise zur Verfügung. Jetzt muss man sich vorstellen: Pro Bereich 25 Baracken, belegt mit 50 bis 60 Leuten und insgesamt nur 15 bis 25 solche Ausweise! Diese wenigen Ausweise verteilten sich also auf viele hunderte von Menschen! Man

kann sich ausrechnen, wie selten man die Gelegenheit bekam, seinen Bereich zu verlassen.

So waren zwei Wochen vergangen, bis es mir möglich war, einen Ausweis zu erhalten, um meine Mutter und meine Schwester zu besuchen.

Was nun oft sehr tragisch war: Frauen kamen aufgrund eines solchen Genehmigungsausweises in den Block, in dem sie ihren Mann vermuteten und erfuhren dann, dass er schon seit Tagen unter der Erde lag. Das ist nicht einmal passiert, das ist öfters passiert.

Dr. Mann:

Wir wussten nicht, was da bevorstand. Wir ahnten wohl Schlimmeres.

Erzähler:

Was aus heutiger Sicht selbstverständliches Wissen ist, wussten Ludwig Mann und die Menschen in Gurs zunächst nicht. Dass die Deportationszüge die Menschen in die Vernichtungslager brachten, wo die Nazis den industriellen Massenmord verübten an Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, Menschen mit Behinderungen, queeren Menschen, politisch Andersdenkenden und vielen Weiteren.

Dr. Mann:

Erst nach und nach wurde das gesamte Ausmaß des Schreckens deutlich.

Es wurde mancherlei erzählt, alles „aus sogenannter sicherer Quelle“; einige Male wurde berichtet, ein deutscher Eisenbahner, der in die Schweiz geflohen sei, habe erzählt, er habe es nicht mehr ertragen, Züge zu fahren, in denen die Juden vergast werden. Aber das glaubten wir nicht, wir konnten uns das einfach nicht vorstellen.

Aber eines Tages wurde ich stutzig. Aus meiner Infirmierie für nerven- und geistesranke Frauen war eine hochbetagte, geistig und körperlich verfallene Frau auf einer Bahre zur Transportsammelstelle gebracht worden. Als ich das erfuhr, interpellierte ich sofort den Chefarzt des Lagers, der mir antwortete: ‚Wollen Sie lieber, dass junge Menschen ihr Leben verlieren?‘ Nun war ich nicht mehr stutzig, sondern wissend geworden.

Und wegen dieses Wissens erlebte ich das Heldentum von drei Männern und einer Frau.

Johanna Geissmar

Erzähler:

Die erste ist Johanna Geissmar, Kinderärztin aus Heidelberg und Leiterin eines der Lagerkrankenhäuser.

Dr. Mann:

Die Frau war eine Ärztin. Klein, blass mit gutem Blick und Augen, aus denen die Klarheit der Kinder leuchtete, die sie in Heidelberg betreut hatte. Ich kannte sie seit vielen Jahren. Johanna Geissmar und ihre drei Helferinnen schalteten und walteten da unbefangen, hingebend und in heiterer Harmonie, als ob es kein Gurs gäbe. Die Frauen fühlten das Geborgensein in ihrer Nähe, und wer in die Infirmerie verlegt wurde, vergaß, dass er in Gurs war. Es war ein gutes Krankenhaus, obwohl man in einer Baracke lag, aus dünnen Brettern zusammengezimmert.

Niemand wollte sie auf den düsteren Weg schicken, auch die Lagerleitung nicht. Sie meldete sich freiwillig für einen der Transporte nach Osten.

Johanna Geissmar:

Vielleicht gelingt es mir meine Geschwister dort zu finden.

Dr. Mann:

Der Chefarzt des Lagers und sein Stellvertreter versuchten, sie zurückzuhalten.

Johanna Geissmar:

Sie sind von München deportiert worden. Außerdem, es ist auch gut wenn ein Arzt mitgeht.

Kommandos: Los ihr Schweine, Tempo Tempo

Dr. Mann:

Noch in der Autohalle, von der aus die Lastwagen zum Bahnhof fahren, kam der und jener zu ihr, jeder versuchte sie umzustimmen. Es war nichts zu machen. Sie wollte die Ihren suchen, sie wollte die ärmsten Kameraden nicht

verlassen, sie wollte dort unten in der Halle auch nicht, dass ein Anderer zuletzt noch für sie geholt werde. Sie blieb fest. Sie schlief noch eine zeitlang, auf einem Stuhl sitzend und stieg dann mit den Andern in den Lastwagen. Man hat nie mehr etwas von ihr gehört.

Sicherheitschef:

Meldet sich niemand?

Meldet sich also niemand?

Julius Strauss & Leo Spiegel & Ehefrauen

Stimme Frau:

Doktor, soll ich mitgehen?

Stimme Mann:

Doktor, soll ich mitgehen? Doktor, ich bin doch krank.

Erzähler:

Für die anderen Gefangenen ist Dr. Mann der Arzt, eine Respektsperson mit Einfluss, die in der Lage sein müsste, ihnen zu helfen.

Stimme Mann:

Doktor, ich bin doch krank.

Stimme Frau:

Doktor, soll ich mitgehen?

Stimme Mann:

Was meinst du, sollen wir mitgehen?

Stimme Frau:

Doktor, mein Mann soll dableiben!

Stimme Frau/ Mann:

Doktor, soll ich mitgehen? Doktor, ich bin doch krank.

Stimme Mann:

Doktor, sagen Sie es doch dem Chefarzt.

Dr. Mann:

Aber alles war schon mehrfach versucht worden, immer vergeblich. Sie wussten so gut wie ich, dass alles vergeblich sein werde, aber die Angst fragte immer weiter.

Dr. Mann:

Unter den vielen Frauen und Männern, die im Sammelbereich in Gurs saßen eingesperrt hinter doppeltem Stacheldraht und bewacht von SS-Milizen, fand ich auch immer wieder Bekannte.

Darunter ein alter Mannheimer, der mich von zu Hause gut kannte.

Stimme Mann:

Herr Doktor, ich verstehe gar nicht, wie Sie das alles dulden, da müssen Sie doch einschreiten!

Dr. Mann:

Ich konnte aber weder bei der Kommandantur noch beim Chefarzt etwas erreichen.

Eines Tages war die Frau meines Jugendfreundes Julius Strauss, des früheren Kinderarztes in Mannheim, dabei mit der Frau meines Bundesbruders Leo Spiegel, des ehemaligen Rechtsanwalts ins Konstanz.

Erzähler:

Bald darauf werden auch ihre Ehemänner nach Gurs gebracht.

Dr. Mann:

In all dem Elende freute man sich des Wiedersehens und plauderte drauf los. Im ersten Moment vergaß man, wo man war, und erzählte sich die Erlebnisse seit dem 22. Oktober 1940.

Erzähler:

Dann sollen die beiden Frauen deportiert werden.

Dr. Mann:

Ich ging alle Wege der Aussichtslosigkeit und ertrug gern das Demütigende unwilliger Ablehnung. Viel schwerer war das Überbringen der Botschaft, die mich dann in der Trostlosigkeit leergewordener Augen der todgeweihten Frauen ansah. Und schließlich kam auch die Frage der Freunde, vor der mir Angst war.

Stimme Mann:

Was würdest du tun?

Stimme Mann:

Männle, soll ich mitgehen?

Stimme Frau:

Doktor, mein Mann soll dableiben.

Stimmen Mann:

Was würdest du tun?

Dr. Mann:

So einen Rat kann man doch nicht geben! Ich könnte meine Frau nicht allein lassen. Das ist aber mein persönlicher Standpunkt, nach dem sich niemand zu richten braucht.

Sie verließen ihre Frauen nicht, sie gingen mit. Sie gingen freiwillig mit und man hat von ihnen, von Allen dieses Transports nie wieder etwas gehört.

Erzähler:

Jeden Tag werden Menschen willkürlich in die Deportationszüge getrieben und ebenso willkürlich werden einige kurz vor der Abfahrt wieder zurückgeschickt.

Die psychische Belastung, zusätzlich zu Hunger, Kälte und Krankheiten ...ist unvorstellbar!

Schauspieler

Sicherheitschef:

Meldet sich also niemand?

Erzähler:

Eine scheinbar so harmlose Frage. Eine Lehrerin könnte sie stellen, in einen Klassenraum voll müder, unwilliger Schüler und Schülerinnen hinein.

Dr. Mann:

Die Luft ist im beleuchteten Raum finster, staubig, stickig. Seht ihr die Männer, die auf Gepäck gestützt dort im grauen Halbdunkel auf dem Boden liegen, den Kopf auf Decken, auf Schachteln, auf Koffern?

Aus der Masse ist nur eine kleine Anzahl als Menschen zu erkennen. Sie starren mit rätselhaft suchenden, mit fragenden, mit matten, mit traurigen Augen in den hellen Vordergrund. Aus manchen Augen zucken schon die Lichter einer anderen Welt. Sie wissen alle, wozu sie aufgerufen werden, wenn die LKWs da sind.

Seht ihr da vorne rechts etwas abgesondert eine Frau sitzen, die still und bitterlich in sich hinein weint? Ist sie abgesondert worden? Ist da etwas Besonderes mit ihr? Was ist mit dieser verhärmten Frau?

Seht, jetzt geht der Sicherheitschef auf sie zu, noch bevor er die Liste der Opfer zur Kontrolle aufruft. Man sieht, er spricht leise und eindringlich auf sie ein.

Dann verliest er einige Namen. Die Namen der Glücklichen, die wieder zurückgeschickt werden. Sie sind für diesmal gerettet. Aber der Sicherheitschef befiehlt ihnen, noch zu warten.

Sicherheitschef:

Sie hat heute ein Telegramm bekommen

Dr.Mann:

Seht ihr dort den blassen, abgemagerten jungen Mann? Er ist sehr schwach ich kenne ihn aus einer der Baracken, in denen die Leute mit den Hungerödemen untergebracht sind. Ich kenne ihn auch von der Bühne. Er ist Schauspieler.

Der steht nun unter denen, die befreit sind. In einem kläglichen Zustand. Die überraschende Befreiung hat nichts an dem bitteren Ausdruck des eingefallenen Gesichts geändert. Die großen, blassen Augen sehen verwundert ins Leere. Er hört nicht zu, wie der Sicherheitschef auf die abseits sitzende Frau weist und nun laut fragt, ob jemand von den Befreiten an die Stelle der Weinenden zu treten bereit sei.

Sicherheitschef:

Meldet sich niemand?

Sie hat heute ein Telegramm bekommen, dass ihr Mann wiedergefunden ist und morgen ins Lager kommt.

Meldet sich also niemand?

Erzähler:

Die Frau könnte bleiben, wenn jemand anderes ihren Platz einnimmt. Den Nazis kommt es nicht auf die einzelne Person an. Die Zahlen müssen Stimmen.

Dr.Mann:

Eine fürchterliche Schwere liegt in der Luft. Minutenlang. Minutenlang der Druck des Schweigens. Jeder hofft auf ein erlösendes Ja von irgendwoher, jeder fürchtet das Wort der Aufforderung, das Ja zu hören. Furcht und Hoffnung versinken in das Schweigen hinein zu einer qualvollen Spannung.

Sicherheitschef:

Meldet sich also niemand? Dann muss die Frau jetzt fort.

Erzähler:

Die Szene ist schwer auszuhalten. Der Sicherheitschef macht es von den eben erst Befreiten abhängig, ob die Frau bleiben, das heißt, leben kann; ob sie ihren verschollen geglaubten Mann wiedersehen wird. Er überträgt ihnen nicht nur

diese Verantwortung, sondern erhöht den Druck (als ob das nötig wäre) auch noch dadurch, dass er die Konsequenzen gleich mit ausspricht.

Es ist eine perfide Umkehr der tatsächlichen Machtverhältnisse. Er als Sicherheitschef hätte zweifellos weitaus mehr Möglichkeiten, der Frau zu helfen, ohne dafür den eigenen Tod in Kauf nehmen zu müssen.

Sicherheitschef:

Wollen Sie für die Arme mit?

Erzähler:

„Die Arme“ Hat er, der doch hier alle Macht besitzt, etwa Mitgefühl mit ihr und ihrer Situation? Was auch immer er fühlt, es hindert ihn nicht daran, die Frau zusammen mit den anderen in den Tod zu schicken, falls sich kein Ersatz für sie findet.

Sicherheitschef:

Wollen Sie für die Arme mit?

Erzähler:

Die Angesprochenen antworten nicht. Wie auch könnten sie auf diese Frage eine schnelle Antwort haben? Gibt es auf diese Frage überhaupt eine Antwort? Unmöglich, sich vorzustellen, was in einem Kopf vorgegangen sein mag. Fragen wie diese sollten niemals gestellt werden müssen, Menschen nicht gezwungen sein, den Wert des eigenen Lebens gegen den eines anderen abzuwägen.

Dr. Mann:

Irgendjemand sieht auf den Schauspieler, der still und in sich gekehrt dasteht. Er ist wohl in die Tiefe von Erinnerungen hinabgestiegen und träumt von einer anderen Freiheit, die schöner war als die eben wiedergewonnene.

Erzähler:

Stumm schüttelt auch der Schauspieler den Kopf.

Dr. Mann:

Ach, wie ist man bedrückt, ach, die schluchzende Frau sinkt zusammen. Ach, schweigend versteht man den jungen Mann, schweigend versteht man die zerbrochene Frau, keiner kann in sich selbst eine Entscheidung finden.

Sicherheitschef:

So, jetzt fertig machen!

Erzähler:

Hastig erheben sich die für die Deportation Bestimmten, sammeln sich, ordnen ihr Gepäck. Der Sicherheitschef treibt zur Eile. Alles muss schnell gehen.

Dr. Mann:

Aber schaut hin, der befreite Schauspieler blickt auf einmal auf. Er sieht fragend herum, auch zum Sicherheitschef:

Schauspieler:

Ich, ich gehe mit!

Dr. Mann:

„Ich gehe mit“ erschüttert. Alle.

Die in den Tod gehen, strecken ihm die Hände entgegen, Es werden die Namen aufgerufen, die Opfer steigen mit ihrer armseligen Habe ein. Die LKWs fahren weg, in die Nacht hinaus, zum Bahnhof von Oloron, von Oloron nach Drancy und von dort – wer weiß wohin.

Erzähler:

Wir wissen nicht, was mit der geretteten Frau passierte. Vielleicht fand sie ihren Mann wieder und erlebte ein glückliches Wiedersehen. Vielleicht überlebte sie die Shoah. Vielleicht aber, das ist traurigerweise die realistischere Annahme, wurden sowohl sie als auch ihr Mann, auf einen späteren Transport in die Vernichtungslager geschickt und von den Nazis ermordet.

Wir wissen nicht, wie es dem Schauspieler erging. Auch seine Spur verliert sich in dem Moment, als er den Deportationszug bestieg.

Dr. Mann:

Fragt in Theresienstadt, in Mauthausen, in Auschwitz, in Buchenwald, fragt überall herum. Ihr werdet nichts erfahren!

Sie sind verschollen, sie sind erschossen, sie sind gehängt, sie sind vergast, sie sind verbrannt. Und ihr werdet sie nie mehr sehen, nie mehr etwas von ihnen hören, von niemandem dieses Transports.

Erzähler:

Die Schicksale, das stille Heldentum, von dem Ludwig Mann berichtet, fand innerhalb sehr enger Grenzen statt.

Es ging am Ende immer nur um einen Aufschub, nie um tatsächliche Rettung. Sie nahmen Deportation und Tod für sich selbst in Kauf, nur um an der Seite bedürftiger und geliebter Menschen bleiben zu können.

Eine Form der Selbstermächtigung, ein stilles Aufbegehren gegen die Grausamkeit der Nazis und ihre perfiden Regeln und Gesetze?

Dr. Mann:

Es gab sicher noch viel mehr Heldentum in diesen finsternen Tagen des Versteckens vor den Häschern, nur wissen wir nichts davon.

Schauspieler/ Stimme:

Stacheldraht

*Wir kauern am Boden bei Wetter und Wind
und haben nicht, was der Ärmste noch hat:*

*Kein Dach und kein Bett, keine Lade, kein Spind,
wir haben nur Zelte und Stacheldraht.*

Figurenabsage / Urlacher:

Johanna Geissmar, Julius Strauss und Leo Spiegel starben nur wenige Tage nach ihrer Ankunft in Auschwitz im Sommer 1942.

Schauspieler/ Stimme:

*Wir schlafen und wachen wie Tiere dumpf,
wir essen und trinken und werden kaum satt,*

*wir haben noch Seelen, doch bald sind sie stumpf,
denn das Leben hört auf hinter Stacheldraht.*

Erzähler:

Anna und Ludwig Mann überlebten wie durch ein Wunder die Shoah und den Horror des Camp de Gurs.

Figurenabsage / Urlacher:

Nach ihrer Befreiung lebten sie in der kleinen Gemeinde Beaumont de Lomagne, wo Dr. Ludwig Mann 1949 an Leberkrebs starb. Er ist dort begraben. Anna Mann zog daraufhin nach London, wo sie bis zu ihrem eigenen Tod im Juni 1972 lebte.

Erzähler:

Auf dem Grabstein von Ludwig Mann ist eine helle Marmorplatte mit Inschrift angebracht. Dort steht neben einem blauen Davidstern:

Figurenabsage / Urlacher:

Dr. Ludwig Mann (1874-1949)

Médecin héroïque du Camp de Gurs (Heldenhafter Arzt im Camp du Gurs)

Schauspieler/ Stimme:

*Nur die Wolken, die über das Lager ziehn,
sie sind unsre Freunde, sie wissen noch Rat,
wir schicken sie frei zu den Freien hin
mit dem Schrei: Erlöst uns vom Stacheldraht!*

*Eine Lerche singt über meinem Zelt
und schwingt sich hoch über die reife Saat:
Hab Dank, du Bote aus einer Welt,
die siegt über Sieger und Stacheldraht.*

>Absage

Folge 4:

„Dass wir noch da sind, ist doch ein Wunder“

von Dana von Suffrin

**Basierend auf den Erinnerungen von Werner Kleemann aus Gaukönigshofen,
Franken**

(Onlinelänge: 23'21'')

Werner Kleemann: Dietrich Hollinderbäumer

Erzählerin: Judith Engel

Zitator 1: Nils André Brünnig, Christoph Gawenda

Zitator 2: Oscar Hoppe

>Ansage (Hintergrund: Glenn Miller 'American Petrol')

[1'00'' O-Ton Klawitter: Achtung, Gleichschritt, Marsch. Mit uns zieht die neue Zeit die neue Zeit die bessere Zeit , die den menschen vom zwange des soldes befreit rot weht...(leise weiter)]

Werner Kleeman:

Die Geschichte beginnt nicht in meiner Kindheit, sondern in meinen späten Teenagerjahren, als die Erschütterungen des Dritten Reiches auf uns, die in Mitteleuropa lebten, sich immer erschreckender und verheerender auswirkten.

[noch O-Ton Klawitter: nun lasset uns den Führer A.Hitler loben, der gekämpft und gewacht für euch hat Tag und Nacht.]

Erzählerin:

Das Leben des 1919 geborenen Werner Kleeman klingt wie eine jener Geschichten, die einen zunächst vor Erleichterung aufseufzen lässt: Kleeman, Jude, kann in letzter Minute vor den Nazis fliehen – zumindest sein Leben haben sie nicht bekommen. Aber ... es gibt immer ein ABER.

[Musik]

Werner Kleeman:

Ich werde im Jahr 1939 beginnen, als ich als junger Mann in einem kleinen Dorf in Deutschland aufwuchs. Bis 1934 verlief das Leben sehr friedlich. Wir Juden, die seit Jahrhunderten in diesem Teil Europas lebten, führten unser Leben in der Gemeinde ohne Konflikte. Unser Dorf war wohlhabend und die Erde rund um das Dorf war mit fruchtbarem Boden gesegnet, der immer gute Ernten brachte.

Erzählerin:

Auch hinter der Geschichte einer erfolgreichen Emigration verbirgt sich eine Wunde, die niemals heilen kann. Kleemans Leben war für immer durch die NS-Zeit geprägt.

Werner Kleeman:

Jeder kannte jeden. Juden und Nichtjuden schienen sich gegenseitig zu respektieren, was gut war, denn das Dorf war katholisch und ein sehr traditionelles kleines Dorf.

Da wir Deutsche waren, führten wir ein ziemlich geordnetes Leben, hielten uns an alle Regeln des Schulsystems, gehorchten dem Gesetz und stellten keine Fragen. Ich denke jetzt jedoch, dass wir in der Illusion lebten, das Leben würde friedlich so weitergehen. Schon 1936 hatten wir die Zunehmende Verfolgung durch die Nazis wahrgenommen. In ganz Europa wurden die Rechte der Juden durch das Dritte Reich immer weiter ausgehöhlt. Dies begann mit kleinen Einschränkungen persönlicher Freiheiten und entwickelte sich dann zu der weit verbreiteten Ansicht, dass Juden nichts Eigenes besitzen sollten.

Für mich begann es damit, dass ich im Alter von 14 Jahren aus der Schule geworfen wurde. Dann kam die „Arisierung“ jüdischer Geschäfte. Es dauerte nicht lange, bis ganze Unternehmen beschlagnahmt und boykottiert wurden, und arischen Bürgern wurde verboten, mit Juden Geschäfte zu machen. Dann kamen die öffentlich bekannt gegebenen Verordnungen – keine Juden in Cafés, Theatern, Universitäten, Hotels, Straßenbahnen, öffentlichen Toiletten, nicht einmal auf Parkbänken! Unsere Haushälterin Elisabeth musste entlassen werden, weil ein Gesetz besagte, dass Christen nicht von Juden beschäftigt werden durften.

[4'35" O-Ton Grohé: Es ist eine Schande, Juden und Juden (leise weiter unter Text)-...dieses Ungeziefer...wird es ausgebrannt, wie...]

Wir erkannten, was geschah, wie unser privates und öffentliches Leben beeinträchtigt wurde, und beantragten Visa, um aus Deutschland herauszukommen. Das war nicht einfach, denn es war, als ob alle Türen geschlossen wären. Alles, was wir tun konnten, war zu warten, ohne über die jüngsten Entwicklungen informiert zu sein, da es Juden nicht erlaubt war, Radios zu besitzen.

[5'20" O-Ton Rath Überführung: Die Trauerfeier für den von feiger Mordhand erm-, erschossenen Parteigenossen Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath.

Gestern früh hat der Sarg mit der sterblichen Hülle des Parteigenossen vom Rath bei Aachen die dt Grenze überschritten, gestern Mittag....]

[5'48" O-Ton Reportage Reichspogromnacht: Die erbitterte Einwohner arischen Einwohner dieses Bezirkes haben nach dieser Ruchlosen Tat von Paris um auch hier ihren abgrundtiefen Hass gegen das Judentum zu bezeigen.]

Werner Kleeman:

Die Kristallnacht am 9. November 1938 war die Art der Nazis, sich für den Mord an einem deutschen Diplomaten in Paris zu rächen. In dieser Novembernacht wurde allen Nichtjuden ein Befehl oder eher eine Art carte blanche gegeben, überall Synagogen, jüdische Geschäfte und Häuser zu zerstören, und es brauchte nicht viel, um gewöhnliche Bürger dazu zu bringen, sich zu beteiligen.

Tatsächlich wurden in dieser Nacht alle jüdischen Häuser im Dorf zerstört, und alle jüdischen Männer ins Gefängnis gebracht. Der Alptraum an der ganzen Sache war, dass die Dorfbewohner selbst an dieser Zerstörung beteiligt waren. Das waren Menschen, die ich sehr gut kannte, einige von ihnen verdienten ihren Lebensunterhalt bei meinem Vater! Sie waren fanatisch geworden, sie glaubten, dass die Zusammenarbeit mit dem Nazi-Regime ihr Leben irgendwie verbessern würde. Noch bis vor Monaten schien es, als wüssten sie nicht einmal, was es bedeutete, einen Juden zu hassen. Das war Teil der Illusion.

Mitten in dieser Zerstörung dachte ich daran, wie ich mit diesen Menschen aufgewachsen, mit ihnen zur Schule gegangen war, mit ihnen gearbeitet hatte. Wir alle kannten uns beim Namen. Einige waren Freunde, andere Geschäftspartner.

Über Nacht hatten sie sich in Komplizen der Nazis verwandelt.

[07'30" O-Ton Boykott jüd. Geschäfte: Deutsche wehrt euch, kauft nicht bei Juden]

In der Nacht ging das Plündern weiter. Zwei Bauern, die uns gut bekannt waren, hielten ein Lagerfeuer vor der Synagoge am Brennen. Sie rissen alle Bänke, die Thorarollen und die Lade, die die Rollen enthielt, heraus und

warfen sie ins Feuer, das bis zum Morgen weiter brannte. Zum Glück erlaubte der örtliche Feuerwehrhauptmann ihnen nicht, das Gebäude niederzubrennen, da er befürchtete, das ganze Dorf könnte in Flammen aufgehen. Die Bevölkerung schaute nur zu und feuerte die Gewalttäter weiter an.

Es dauerte nicht lange, bis auch ich von einem Nazi-Parteioffizier verhaftet und auf die örtliche Polizeiwache gebracht wurde. Wir wussten nicht, was los war oder was als nächstes passieren würde. Wir waren von der Außenwelt abgeschnitten. Es gab keinerlei Informationen. Wir durften auch keine Fragen stellen.

Erzählerin:

Kleemann kommt in „Schutzhaft“ und wird ins nahe Ochsenfurt überstellt. Nach zehn Tagen geht es vom Gefängnis in das Konzentrationslager Dachau.

Zitator 1:

..... für die Unterbringung in einem Lager tauglich.“

Erzählerin:

Attestiert der Bezirks-Arzt beflissen.

Vier Wochen wird Kleemann im Konzentrationslager Dachau festgehalten.

Kommandos: Drecksjuden, Marsch, TempoTempo, Los ihr Schweine,...

Werner Kleeman:

Jeder Tag begann mit dem Appell. Der konnte Stunden dauern. Man hatte still zu halten. Wenn die wollten, konnten sie uns 18 Stunden draußen so stehen lassen. Wir haben jeden Tag gesehen, wie Menschen sich in den elektrischen Zaun geworfen und umgebracht haben. Wir haben Menschen hungern, dahinsiechen und sterben gesehen. Die Leichen wurden gestapelt und jeden Morgen abgeholt. Wir wussten nichts, wir fragten nichts, wir dachten nicht nach. Wir waren einfach nur da.

Erzählerin:

Sein Vater richtet immer wieder Gesuche an das Konzentrationslager, in denen er um die Freilassung seines Sohnes bittet. Dann hat Kleemann Glück: Ein entfernter Verwandter verschafft ihm ein Visum nach England. Sein Vater kann endlich eine Bestätigung vorlegen, datiert 9. Dezember 1938.

Zitator 2:

Gegen die Entlassung des Juden Werner Kleemann aus Gaukönigshofen bestehen keine Bedenken, da er nach anliegendem Schreiben des Britischen Generalkonsulats Frankfurt/Main Einreise nach England erteilt bekommt.

Werner Kleeman:

Ich hatte Glück. Ich durfte Dachau verlassen. Unter der Bedingung, Deutschland zu verlassen. Nichts anderes wollte ich. Warum auch sollte ich nicht gehen wollen? Es bleibt mir immer noch unverständlich, warum manche Leute keine Veranlassung sahen, nach der Kristallnacht Deutschland nicht zu verlassen.

Erzählerin:

Kleemann verlässt nach seiner Entlassung aus dem KZ Deutschland. Erst 19 Jahre alt, lebt er nun mutterseelenallein in England und ist auf Hilfe anderer angewiesen. Kurze Zeit später schafft er es, auch die Eltern, den Bruder und die Schwester nach England hinüberzueretten.

Ein Jahr später ziehen sie weiter in die USA. Nach New York.

Werner Kleeman:

Dies war die erste Überkreuzung des Ozeans unter Kriegsbedingungen. England war schon im Krieg mit Deutschland. Die Unterseeboote haben uns gesucht und verfolgt. Aber wir hatten Glück.

Song Glenn Miller: American Petrol

Erzählerin:

Er streicht das ursprünglich auf seine deutsche Herkunft hinweisende zweite ‚n‘ aus seinem Nachnamen. Wird Kleeman.

Mit nur 2.50 \$ in der Tasche, macht er sich sogleich auf Arbeitssuche und findet einen Job in einem Warenhaus.

Im August 1942 wird er rekrutiert und dient nun als GI und Armeedolmetscher in der US-Armee. Begegnet dort den Schriftstellern Hemingway und J.D.Salinger, die zusammen mit ihm dienen.

Und hat einen Plan.

Am 12. September 1944 gelangt Kleemans Einheit nach Deutschland. Nach der deutschen Kapitulation im Frühjahr 1945 fährt er in Eigenregie nach Gaukönigshofen - und fordert Gerechtigkeit.

Werner Kleeman:

Mein Verantwortungsgefühl ließ mich ich in meine Heimatstadt zurückkehren. Es galt, unerledigte Angelegenheiten abzuschließen. Die Ankunft war emotional ziemlich schwer für mich. Hier war ich, zurück an dem Ort, dem ich sieben Jahre zuvor gewaltsam entrissen worden war. Meine Ankunft war für die ein Schock. Ich war am Leben, wohlauf und trug auch noch eine amerikanische Uniform! Die Nachricht verbreitete sich im Dorf sehr schnell, und den Leuten gefiel sie gar nicht.

Ich wollte alles erfahren, was tatsächlich passiert war.

Ich stellte fest, dass alle Juden aus dem Dorf geholt worden waren und keiner zurückgekehrt war.

Ich ging zum Elternhaus. Als ich mich näherte, kamen mir die Tränen. Ich erinnerte mich an alles, was wir durchgemacht hatten, und wie meine Eltern gezwungen worden waren, das Haus unter Druck zu einem lächerlich niedrigen Preis zu verkaufen.

Viele der Menschen, die ich gekannt hatte, waren noch immer im Dorf und sie alle erkannten mich. Ich erkannte diejenigen, die in der Kristallnacht mitgemacht hatten.

Ich stellte eine Liste zusammen, und ließ die deutsche Polizei sie verhaften. Natürlich sagte ich jedem Einzelnen, warum er verhaftet wurde. Ich ließ sie in dasselbe Gefängnis stecken, in dem ich gewesen war! Zusätzlich ließ ich jeden von ihnen ein Geständnis unterschreiben, was er oder sie in der Kristallnacht getan hatte.

Ich fühlte mich nicht rachsüchtig, ich fühlte mich im Recht. Schließlich wussten sie von den Verbrechen, die sie begangen hatten, und sie sollten dafür bezahlen.

Diese Leute hätten sich nie vorstellen können, dass der Mann, den sie verfolgt und hinausgeworfen hatten, in Uniform zurückkommen würde und über sie bestimmen würde - das war für mich ein Sieg.

Erzählerin:

Nur seine Mitbürger zur Rechenschaft zu ziehen genügt Kleeman seinem Rechtsempfinden nach aber nicht. Mitte der 1950er Jahre versucht er, die noch junge Bundesrepublik dazu zu bringen, ihn für das erlittene Unrecht zu entschädigen und damit auch die Schuld anzuerkennen.

Kleeman will zunächst für die Haft kompensiert werden, bald auch dafür, dass er 1933 die Schule vorzeitig verlassen und deswegen seine Ausbildung in New York auf der Abendschule nachholen musste.

Werner Kleeman:

[ich] bestätige, dass ich nach dreijährigem Besuch die Oberrealschule Würzburg wegen Rassenzugehörigkeit und wegen Antisemitismus von Seiten der Lehrer und Schüler verlassen musste.

[ich] bestätige, dass ich während der letzten Tage vor meiner Auswanderung von Mitgliedern der Gestapo Würzburg verfolgt wurde, und dass mir bei der Auswanderung in Würzburg am Bahnhof eine Armband Uhr abgenommen wurde, im Werte von Goldmark 200,--

[ich bestätige], dass ich gezwungen war, Deutschland mittellos zu verlassen und nur Erlaubnis hielt, Reichsmark 10,-- in Devisen mitzunehmen, und dadurch ein Jahr lang, während meines Aufenthaltes in England, gezwungen war, Hilfe für Verpflegung von fremden Leuten zu verlangen.

Erzählerin:

1955 erfährt Kleeman, dass er für die Gefängnishaft keine Entschädigung zu erwarten hätte und hinsichtlich der Lagerhaft im KZ Dachau „nur volle Monate“ berücksichtigt würden.

Zitator 1:

Landesentschädigungsamt Bayern an die Gefängnisverwaltung Ochsenfurt,
13.4.59

Betrifft: Auskunft über Kleemann Werner **Israel**, geb 26.9.1919

Zitator 2:

Der Obenangeführte soll seinen Angaben zufolge in dem dortigen Gefängnis in der Zeit von 10.11.1938 bis 20.12.1938 (anschließend Überstellung nach dem KL Dachau) aus rassistischen Gründen inhaftiert gewesen sein. Wir bitten Sie, uns mitzuteilen, ob dies den Tatsachen entspricht und aus welchem Grunde der Genannte in Haft gehalten wurde.

Erzählerin:

Kleeman erhält 150 Mark für die Haft in Dachau. Für die versäumte schulische Qualifikation erhält er eine –wie es heißt - „Beihilfe zu den Aufwendungen, die ihm bei der Nachholung seiner Ausbildung entstanden sind“ in Höhe von 5000 Mark. Die Auszahlung schleppt sich hin.

Kleeman reicht das nicht.

Nach den Entschädigungen fordert er nun Kompensation für den gesundheitlichen Schaden aus der Lagerhaft.

Werner Kleeman:

Ferner muss ich Ihnen mitteilen, dass ich mir während meiner Haft in Dachau ~~ich~~ durch die schamlose Behandlung und lausige Bekleidung eine Krankheit zugezogen habe, an der ich heute noch leide.

Erzählerin:

Er hat sich im KZ Dachau eine chronische rheumatoide Arthritis zugezogen, unter der er Zeit seines Lebens leidet.

Werner Kleeman:

Ich bestätige.

Erzählerin:

Kleeman fügt ein Attest seines New Yorker Arztes bei. Muss Formulare ausfüllen.

Zitator 1: (dialogisch mit Werner Kleeman)

Welche Leiden führen Sie auf Verfolgungsmaßnahmen zurück? Genaue Angaben. Wie äußern sich die Körperschäden? ~~äußern und welchen~~ Welche Störungen verursachen sie in der Arbeitsfähigkeit? ~~sie verursachen~~

Werner Kleeman:

Das ist eine chronische Krankheit, die wechselt und ist ähnlich wie Rheumatismus, nur in verstärktem Maße. Diese Krankheit ist von der Witterung manchmal beeinflusst, und das Klima hier in New York ist nicht sehr gut für diese Krankheit. Durch diese Krankheit war ich nicht in der Lage, eine Stellung bei irgendeiner Grossfirma anzutreten, da diese grossen Firmen jungen Menschen mit solchen Krankheiten nicht engagieren. Ich war durch diese Krankheit gezwungen, mich selbstständig zu machen, und nur dadurch in der Lage an Tagen, wo ich mehr leide, daheim zu bleiben und mich zu pflegen und auszuruhen. In einer Stellung mit grossen Firmen könnte ich mir das nicht leisten, da diese Firmen sich so etwas nicht bieten lassen.

Zitator 1:

Wann sind die unter 1. genannten Leiden erstmals aufgetreten?

Werner Kleeman:

Zeitpunkt: 1946

Langsam hat sich diese Krankheit entwickelt und mit den Jahren verschlimmert. Im Jahre 1948 musste ich ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.

Erzählerin:

Die Korrespondenz geht lange hin und her. 1960 entscheidet das Landesentschädigungsamt abschlägig. Belege für seine Erkrankung fehlen. Kleeman gibt nicht auf.

Werner Kleeman:

Der Punkt liegt darin, dass ich für die Jahre 1940 bis 1944 keine Beweise habe. Können diese Herren nicht glauben, dass wenn man fremd und ohne Geld neu in einem Land ist, selbst wenn man Schmerzen hat und krank war, sich einen Arzt nicht leisten konnte.

Erzählerin:

Es kommt zu einer weiteren Verhandlung.

Wieder entscheidet das Landesentschädigungsamt abschlägig. Einen Anspruch auf Kapitalentschädigung und Rente wegen – wie es heißt - „Schadens an Körper oder Geist“ lehnt das Amt als unbegründet ab.

Die frühe Bundesrepublik und ihre Justiz war durchsetzt von ehemaligen Nationalsozialisten. Ob Kleeman davon ahnte? Sich ungerecht behandelt fühlte?

In Schleswig-Holstein wurde bis zu seiner Enttarnung Ende 1959 als einer der maßgeblichen medizinischen Sachverständigen der international gesuchte Euthanasie-Verbrecher Prof. Werner Heyde eingesetzt, der unter seinem neuen Namen Dr. Fritz Sawade weiter praktiziert hatte. Als Obergutachter stimmte er in Entschädigungsprozessen immer den negativen Vorgutachten zu, aus Angst aufzufliegen

Erzählerin:

Mitte der 1990er Jahre geht Kleeman in die nächste Runde und beantragt Altersruhegeld. Dafür muss er nachweisen, dass er mindestens 60 Monate bei der Sozialversicherung gemeldet war. Die Aktenlage ist jedoch kompliziert; die Unterlagen der Gemeindeverwaltung wurden 1945 bei einem Rathausbrand vernichtet. Aber er findet, gegen alle Widerstände, Zeugen. Zwei alte Leute aus seinem Dorf, darunter ein alter Landwirt, der mit zittriger Unterschrift bestätigt, dass Kleeman die benötigten 60 Monate gearbeitet und in die Sozialversicherung eingezahlt habe.

1999, da ist Kleeman schon über 80, ist das Verfahren noch immer nicht abgeschlossen. Dann wird wieder abschlägig geurteilt.

Zitator 1:

Das Gericht bittet darum, dem Auftraggeber unbedingt mitzuteilen, dass es an seiner Glaubwürdigkeit keinerlei Zweifel hegt.

Erzählerin:

Aber Gesetz ist Gesetz, und die Beweislast liegt in diesem Fall beim Opfer. Sie liegt all die Jahre und Jahrzehnte immer beim Opfer. Kleemans Fall ist nur einer von Hunderttausenden, und, einer, der zwar das Glück hatte, sein Leben retten zu können, aber trotzdem lebenslang unter den Folgen der Entrechtung zu leiden hatte.

Werner Kleeman:

Was mich im Leben am meisten befriedigt hat, sind meine Kinder und Enkel. Es ging mir um menschliche Beziehungen und anderen zu helfen.

Erzählerin:

Trotz aller juristischen Niederlagen mit der deutschen Bürokratie, und auch wenn die Vergangenheit ihn nie losließ, lebte Kleeman ein zufriedenes Leben inmitten seiner Familie und der jüdischen Gemeinde in Flushing.

Werner Kleeman:

Ich will jeden Tag so positiv wie möglich leben. Eine Verpflichtung wie ich finde, wenn man das Geschenk bekommen hat, ein so langes Leben zu leben wie ich. Sie waren sehr zufrieden mit meiner Rede.

Erzählerin:

Immer wieder kehrt Kleeman in sein Heimatdorf zurück. Auch als 1969 die während der Kristallnacht zerstörte Synagoge neu eingeweiht wird.

Werner Kleeman:

Als es vorbei war, fand ich mich von vielen Menschen umgeben. Einige junge Deutsche zwischen etwa 16 und 20 Jahren. ~~Sie~~ schüttelten mir die Hand und gratulierten mir zu meiner Offenheit und meinem Mut, so zu sprechen, wie ich es tat, und dann begannen sie, mir Fragen zu stellen. Sie baten mich, an ihrer Schule zu sprechen. Vielleicht werde ich das eines Tages tun, weil ich denke, dass nur die junge Generation die Zukunft für ein gutes Deutschland ist.

Erzählerin:

Über seine Erfahrungen hatte er jahrzehntelang geschwiegen. Erst in den 1980er Jahren gab er ein erstes Interview und 2007 erschienen seine Memoiren „From Dachau to D-Day“.

Kleeman besuchte Dachau im Oktober 2009 und mit ihm begann die Gedenkstätte die Reihe „Dachauer Zeitzeugengespräche“.

>Absage I

Figurenabsage Urlacher:

Im Juli 2018, zwei Monate vor seinem 99. Geburtstag, ist Werner Kleeman in Queens/ NY gestorben.

>Absage II

Folge 5:

„What is Vienna?“

von Tara Meister

Basierend auf den Erinnerungen von Helen Bilber aus Wien

Helen Bilber: Hedi Kriegeskotte

Erzählerin: Marina Frenk

Großmutter: Judith Engel

Interviewer LBI: Christoph Gawenda

Schlagzeilen: Nils André Brünnig, Tristan Becker

Helen Bilber:

Ich habe immer noch Schuldgefühle, unbeschadet davongekommen zu sein.
Das Warum-gerade-Ich-Syndrom ist mein ständiger Begleiter.

>Ansage

Helen Bilber:

“What is Vienna?”

Erzählerin:

Es ist Mai und wir sitzen im Garten, die ganze Familie beisammen. Mein Vater zeigt uns seine Blumen, Pfingstrosen und Begonien, das tränende Herz, Schwertlilien und Flieder. Ich erzähle meiner Großmutter, die neben mir am Tisch sitzt, von dem Projekt, bei dem ich mitmachen werde, von den *Stolpertexten*. Die Idee des Leo Baeck Instituts ist, unbekannte jüdische Biografien aus seinem Archiv zu heben und sie über eine literarische Auseinandersetzung ans Licht zu holen.

(zur Großmutter)

Ich habe nach jüdischen Frauen gesucht im Archiv.

Großmutter:

Aha?

Erzählerin:

Frauen die sich aktivistisch engagiert haben.

Großmutter:

Warum gerade politisch aktive Frauen?

Erzählerin:

Weil ich so wenige Geschichten über diese Frauen kenne, obwohl ich weiß, dass es sie gegeben hat. Weil mein Gefühl mir sagt, dass gerade sie bei der Aufarbeitung des Nationalsozialismus vielfach vergessen wurden. Gerade in Österreich.

Meine Großmutter sieht mich plötzlich an, als würde sie durch mich hindurch etwas ganz Anderes sehen.

(zur Großmutter)

Aber sag, wie wählt man die Eine aus? Wie entscheidet man sich, von einer Geschichte zu erzählen und andere liegen zu lassen? Im Leo Baeck Archiv

New York habe ich den Bericht von einer Helen Bilber gefunden, der mich irgendwie nicht losgelassen hat.

Meine Großmutter bleibt still, schließt die Augen, vielleicht blendet das Sonnenlicht.

Helen Bilber:

“What is Vienna?”

[O-Ton: Café]

Erzählerin:

Ich lese den Lebensbericht der Helen Bilber ein weiteres Mal, diesmal auf der dunkelgrün bezogenen Sitzbank im Café Westend, einem Altwiener Café am Gürtel, in dem vieles seit 1875 unverändert scheint. Die Decken sind hoch, die Kristalle der Luster funkeln, jemand bekommt Apfelstrudel mit Vanillesauce.

Helen Blank, vor dem Krieg Helen Bilber, 1919 geboren, erzählt von ihrer Kindheit und Jugend in Wien. Der Text ist schreibmaschinenge tippt und elf Seiten lang, er ist eines der wenigen Dokumente, die ich zu ihrer Person finden kann.

Das Nachmittagslicht fällt schräg durch die hohen Fenster, in den Glasvitrinen glänzen die Torten und Mehlspeisen, herausgeputzt aber mit desinteressiertem Blick laufen die Kellner zwischen den Tischen hin und her. Der alte Flügel steht unberührt in der Ecke des Cafés, später wird sich dort jemand hinsetzen und spielen. Vielleicht Strauß, vielleicht etwas Modernes.

[Radio: der Marschschritt der NS Kolonnen...]

Erzählerin:

Ich lese, dass Helen Bilber die Tochter eines jüdischen Unternehmers ist und ihre ersten Jahre in wohlhabendem Hause an der Grenze zum Arbeiterbezirk Ottakring verbringt.

Die Firma des Vaters geht bankrott, er verlässt die Familie. Helen Bilber wird plötzlich ein Kind der Arbeiterklasse.

Helen Bilber:

In der Gegend, in der wir lebten, gab es nur wenige Juden. Es wäre dumm zu behaupten, dass es keinen Antisemitismus gab. Aber als Kind war ich mir dessen nicht bewusst. Es war nicht so, als hätte man nicht gewusst, welche Kinder jüdisch waren. Religionsunterricht war in Wien verpflichtend und wir mussten einmal in der Woche gesonderten Religionsunterricht nehmen. Aber ich litt nicht unter Antisemitismus – weder in der Schule noch auf der Straße – bis zum Jahr 1938.

[Atmo Café]

Erzählerin:

Mein Laptop wechselt in den Stromsparmodus. Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen, an den holzvertäfelten Wänden ist keine einzige Steckdose zu finden. Draußen rauschen die Autos den Gürtel entlang, eine mehrspurige Ringstraße, die die inneren von den äußeren Bezirken trennt. In diesem Café, mit dem vom Kommen und Gehen vieler Generationen ausgetretenen Parkett, lese ich in ihrem Text von den 1920-ern, von der Stimmung in einer neuen Republik und von den demokratischen Reformen. Wie sie trotz einer mittellosen, alleinerziehenden Mutter die Möglichkeit bekam, eine weiterführende Schule zu besuchen, und die erste Geige in einem Orchester spielte. Wie sie Bälle besuchte. Schubert in großen Konzertsälen spielte und das Ave Maria sonntags in der katholischen Messe.

Helen Bilber:

Aber ich lebte in dieser Zeit ein Doppelleben. Ich war der sozialistischen Studentenbewegung beigetreten. Wir wollten uns hauptsächlich treffen. Vorträge hören, lernen, in der Bibliothek lesen, und Ausflüge in die Alpen machen. Man konnte mich damals auf der Gitarre klimpernd eine Landstraße entlang spazieren sehen, zusammen mit anderen jungen Leuten. Wir sangen unsere Lieder.

Diese sorgenfreien Tage waren jedoch nicht von Dauer.

Es gab antidemokratische Überzeugungen in Wien, und in den frühen und mittleren 1920-er Jahren formierten sich demokratiefeindliche Gruppierungen. Einige davon waren Anhänger der Habsburger, oder sonstwie reaktionär. Was sie alle gemeinsam hatten, war der bittere Hass auf die Demokratie. Die Gruppen waren klein und kamen hauptsächlich von der Universität, aber ihre Aktivitäten wurden dennoch wahrgenommen. Sie hielten Treffen auf offener

Straße ab, in mehrheitlich von Sozialisten bewohnten Bezirken, um die Arbeiter dort zu provozieren. Es gab auch Angriffe auf Kaffeehäuser, die von Juden frequentiert wurden.

[7'45" O-Ton Rundfunkansprache Unruhen: Den Generalstreik in ganz Österreich anbefohlen und der aus der Partei...]

Helen Bilber:

Ich erinnere mich noch genau an den Tag an dem in Wien für drei Tage Bürgerkrieg herrschte.

[08'59" Start: O-Ton: LBI Tapes Thirtyfour I remember...]

Er begann am 14. Februar 1934. Dollfuss war Kanzler.

O-Ton: LBI tapes [Tape 1, side A] leise unter Helen Bilber

HB: I remember the general-strike, everything was stopped and I remember hearing the canon...the "Arbeitsheim" in Ottakring wasn't [was not] very far. It was far but not far enough not to hear it. We heard the canons and we went to visit friends and--my mother, my sister and I--and on the way home there were little men dressed black and they were shooting at everything that moved. That must have been die Wehrmacht...Wehrmacht hat das geheissen damals auch...Wehr...Wehr...what were they called? I forgot what they were called. "Heim"...

Helen Bilber:

Ich erinnere mich an den Generalstreik, alles war lahmgelegt und ich erinnere mich an den Klang der Kanonen... das Arbeitsheim in Ottakring war nicht weit. Es war weit, aber nicht weit genug, um es nicht zu hören. Wir hörten die Kanonen und gingen los zu Freunden – meine Mutter, meine Schwester und ich – und

Regierungstruppen schossen auf Wohnhäuser und Arbeiterheime. Kurz zuvor waren ein paar lokale sozialistische Anführer festgenommen worden und die Arbeiterschaft Wiens antwortete mit einem Generalstreik. Es gab keinen öffentlichen Verkehr mehr, keinen Strom, kein Gas. Die Straßen waren leer. Scharfschützen schossen auf alles, was sich bewegte. Die Stadt war wie ausgestorben. Zu hören waren nur die Schüsse und die schwere Artillerie, die anrückte, um den Arbeiteraufstand zu zerschlagen. Es gab Tote und zahlreiche Verhaftungen. Manche entkamen durch die Kanalisation. Wichtige Anführer der Sozialisten konnten in die Tschechoslowakei fliehen.

Von diesem Tag an war Österreich ein Polizeistaat. Politische Gefangene wurden zum Tode verurteilt, einige wurden tatsächlich gehängt, andere

bekamen schwere Gefängnisstrafen. Die Sozialistischen Parteien wurden für ungesetzlich erklärt. Alle politischen Treffen und Zeitungen, außer die zweifelsfrei regierungstreuen, wurden verboten.

[09'40" LBI Interview: there were little man, dressed black and they were shooting.]

Auf dem Nachhauseweg waren kleine schwarzgekleidete Männer unterwegs, die auf alles schossen, was sich bewegte. Das muss die Wehrmacht gewesen sein... Wehrmacht hat das damals geheißen, oder ...? Ich habe vergessen, wie sie hießen.

Interviewer LBI:

„Heimwehr“.

HB: Heimwehr, Heimwehr, yeah. So we went running from one house to the other and hid until we got home and I remember that.

Helen Bilber:

Heimwehr, ja. Also liefen wir von Haus zu Haus und versteckten uns, bis wir zuhause ankamen, daran erinnere ich mich gut.

Erzählerin:

Spätestens jetzt wird es für Helen Bilber gefährlich. 1934 geht ihr Studentenbund in den Untergrund.

O-Ton: LBI tapes [Tape 1, side A]

SM: W_h_a_t_k_i_n_d_o_f_a_c_t_i_v_i_t_i_e_s_d_i_d_y_o_u_d_o?_

Interviewer LBI:

Und worin bestanden Ihre Aufgaben?

HB: M_o_s_t_l_y_c_o_u_r_i_e_r...I_c_a_r_r_i_e_d_t_h_i_n_g_s_a_r_o_u_n_d_i_n_m_y_v_i_o_l_i_n_c_a_s_e_t_o...I_r_e_m_e_m_b_e_r_g_o_i_n_g_t_o_l_a_w_y_e_r_s_i_m_e_r_s_t_e_n_B_e_z_i_r_k_a_n_d_d_e_l_i_v_e_r_e_d_t_h_i_n_g_s_a_n_d_s_o_m_e_t_i_m_e_s_f_i_r_s_t...w_e_[u_n_c_l_e_a_r]i_n_O_t_t_a_k_r_i_n_g,_b_u_t_I_w_a_s_a_l_w_a_y_s_r_i_c_h_h_o_u_s_e_s_t_h_a_t_I_w_e_n_t_t_o_t_o_d_e_l_i_v_e_r_t_h_i_n_g_s...T_h_a_t_I_r_e_m_e_m_b_e_r_

Helen Bilber:

Vorwiegend in Botendiensten. Ich habe Dinge in meinem Geigenkoffer transportiert. ... Ich erinnere mich zu Anwälten im ersten Bezirk gegangen zu

sein, um dort Dinge abzuliefern. Es waren immer reiche Häuser, zu denen ich geschickt wurde, um Dinge abzuliefern. Daran erinnere ich mich.

[Musik Spieluhr]

Helen Bilber:

Wir trafen uns auch, um Kammermusik zu spielen oder Musik zu hören.

Wochenlang studierten wir Beethovens Fünfte Symphonie. Wir verstanden auch die Musik als eine revolutionäre Bewegung.

Bei diesen Zusammenkünften bekamen wir auch Anweisungen für unsere Untergrundaktivitäten. Viele meiner Freunde landeten im Gefängnis, weil sie mit Flugblättern oder anderwärtig umstürzlerischem Material erwischt wurden. Wir führten „Blitz“-Treffen durch. Man wurde angewiesen einer Person zu folgen, die, wiederum in Gefolgschaft von fünf Personen, selbst einer anderen Person folgte – eine Art Pyramide – bis auf einmal hundert Leute auf einem Platz zusammenkamen. Ein Mann sprang rasch auf einen Laster, um eine Rede zu halten, die im nächsten Moment schon von der anreitenden Polizei unterbrochen wurde. Wieder Knüppelschläge und Verhaftungen. **[Musik]** Ich hatte großes Glück. Ich dachte mir einen Trick aus. Sobald die Polizei in Sicht war, griff ich, anstatt wegzulaufen, nach dem Arm des nächstbesten Kerls der neben mir stand und ging mit ihm gemächlich auf die Polizei zu, als würden wir einen Spaziergang machen. Ich wurde nie gefasst.

Die Geschichte hat gezeigt, dass unsere Bemühungen nicht erfolgreich waren. Zusätzlich zu unserem eigenen Faschismus kamen den deutschen Nazis immer mehr Sympathien zu – besonders von der Jugend in der Provinz.

[12'44" O-Ton Schuschnigg: Österreichischer & Österreicherinnen, der heutige Tag...]

Schuschnigg, der nach dem Attentat auf Dollfuss 1934 Kanzler wurde, setzte dem Druck Nazideutschlands einen fragwürdigen Widerstand entgegen.

[noch O-Ton Schuschnigg: ...weil wir um keinen Preis deutsches Blut zu vergießen gesonnen sind...]

Am 11. März 1938 ging ich mit einem Freund die Straße entlang.

[noch O-Ton Schuschnigg: ...von dem österreichischen Volke...]

Durch die offenen Fenster konnte man überall die laut gedrehten Radios hören. Schuschnigg hielt seine Abdankungsrede.

[noch O-Ton Schuschnigg:... mit deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!]

[13'12" O-Ton Reportage Marsch deutscher Truppen "Sieg Heil Sieg Heil...sie werden diese Stadt nicht wiedererkennen, das ist ein bild wie es diese STadt noch nicht erlebt hat."]

Helen Bilber:

Österreich war Geschichte.

Jubelnd kamen jetzt überall Menschen aus den Häusern und Kneipen gelaufen, Hakenkreuze an den Armen, manche von ihnen in Nazi Uniformen und hoben den Arm zum Hitlergruß.

Erzählerin:

Ich blicke auf. Kehre für einen Moment in die Gegenwart zurück. Erst an diesem Punkt begreife ich in Zusammenschau mit dem weiteren Material, dass es genau diese Gegend gewesen ist. Sie spricht vom Westbahnhof, den ich durchs Fenster auf der anderen Seite der Straße sehen kann. Sie hat unweit von meiner Wohnung im 15. Bezirk gelebt, sie beschreibt Nazi-aufmärsche auf der Mark-Graf-Rüdiger-Straße, wo ich nachmittags unter den Kastanien entlanglaufe.

What is Vienna?, fragt Helen Bilber in ihrem Text immer wieder. Sie fragt es fünfundvierzig Jahre nach Ende des Krieges, als sie 1990 diesen Lebensbericht in New York aufschreibt. Ich lese ihre Frage 33 Jahre später. Und frage auch mich:

Was ist diese Stadt? Was ist Wien? Eine Stadt, in der all das möglich war, Schubert, die Bälle, die Machtübernahme, die jubelnde Menge. Eine Stadt, in der wir uns heute noch im Gleichschritt drehen, die Hauptstadt eines Landes, das es nie geschafft hat, seine Rolle und Schuld während des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Eins – zwei – drei. Eins – zwei – drei.

[15'22" O-Ton Heldenplatz: Mein Führer, als letztes oberstes Organ des Bundesstaates Österreich melde ich dem Führer und Reichskanzler

den Vollzug des gesetzmäßigen Beschlusses nach dem Willen des dt. Volkes und seinem Führers: Österreich ist ein Land des deutschen Reiches...]

Helen Bilber:

Unter der jüdischen Bevölkerung herrschte Angst und Chaos. Die, die konnten, verließen das Land sofort. Ohne unsere Verwandten in den Vereinigten Staaten hätten wir nirgendwohin gekonnt. Aber es dauerte beinahe ein Jahr, bis wir die Ausreisepapiere endlich bekamen.

Wir verbrachten also dieses Jahr im Wien Hitlers – einigermaßen geschützt durch die Bürgerschaftserklärung unserer amerikanischen Verwandten.

[15'22" O-Ton Heldenplatz: Dem dt. Volk und der ganzen Welt verkünde ich, dass A. Hitler...]

Wir hatten großes Glück. Ein Lebensmittelverkäufer im Haus lieferte uns Essen durch die Hintertür. Uns war es nämlich nicht erlaubt in christlich-geführten Läden einzukaufen. Überall waren Schilder: „Juden unerwünscht“.

[15'22" O-Ton Heldenplatz: Mein Führer, wir sagen Dank, wir sagen Dank, (Jubel)]

Eines Tages, im Park bei einem Spaziergang, traf ich auf einen alten Freund.

„Hallo, wie geht es dir? Wie schön dich zu sehen!“, rief er. „Setzen wir uns und unterhalten uns ein wenig.“

„Oh nein“, sagte ich.

„Aber wieso denn nicht?“

Ich deutete nur auf das Schild auf der Parkbank: „KEINE JUDEN“.

„Du bist Jüdin? Ein nettes Mädchen wie du? Ich kann es nicht glauben.“

Mit diesen Worten eilte er davon.

Atmo/Musik

[17'24" O-Ton Vergangen ist weder ein Tag BR:

Wie haben sie denn die Zeit rund um den Anschluss erlebt?

- Es war...

Erzähler

Die Zeitzeugin Elisabeth Feitler

...Und obwohl die Wener ärger waren als die Deutschen viel ärger, war es sehr Arg, weil Leute die vorher superfreundlich mit mir waren, die Hand geküsst habe -, am nächsten Tag haben sie mich angespuckt. Also Fun war das nicht. Ich mein ich hab orthodoxe Juden nie verstanden und nie geliebt.]

Helen Bilber:

Dieser Anblick wurde allmählich Alltag in Wien: wie alte orthodoxe Juden, auf der Straße kniend, ihre Bärte und Kaftans im Straßendreck, den Gehsteig schrubbten, während junge Kerle sie verspotteten und bespuckten.

[noch O-Ton Vergangen ist(...): Das waren alles alte Leute die viel die Thora studiert haben die lange weiße Locken gehabt haben und diese Kaftans und diese alten gebrechlichen Männer haben sich bücken müssen und mit einer Zahnbürste die Slogans auswischen. Also das hat mich sehr geärgert.]

Geschichten machten die Runde von Verhaftungen und Deportationen. Das war erst der Anfang. Später muss es viel schlimmer gewesen sein. Während wir durch das Affidavit geschützt waren, wurden die meisten anderen Juden aus ihren Wohnungen geworfen und ihnen andere Unterkünfte zugeteilt. Manchmal waren vier Familien in einem Wohnzimmer zusammengepfercht. Sie teilten mit Schränken den Raum etwas ab, um wenigstens ein bisschen den Anschein von Privatsphäre zu wahren.

Atmo Bahnhof

Helen Bilber:

Nun begann man Kinder außer Landes zu schaffen, mithilfe jüdischer Organisationen. Ich habe als eine ihrer Mitarbeiterinnen viele herzerreißende Stunden am Bahnhof verbracht. Eltern war es nicht erlaubt bis zu den Bahnsteigen mitzugehen. Sie waren dankbar ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, konnten sie sie im letzten Moment aber nur schwer loslassen. Wir mussten ihnen die Kinder regelrecht entreißen, um sie zu den Zügen zu bringen, die meist mit Stunden Verspätung den Bahnhof verließen. Um die Kinder abzulenken, sangen wir Lieder mit ihnen. Natürlich hatten wir anderes im Kopf, als Lieder zu singen. Nachdem der Zug abgefahren war und wir zurück in die Wartehalle kamen, griffen die Eltern nach uns, zerrten an uns – sie wollten unbedingt wissen, welche letzten Worte ihre Susie oder ihr Peter

zu uns gesagt hatten. Waren sie still, haben sie geweint? Es war herzerreißend...

Im Café

Erzählerin:

Wieder halte ich im Café beim Lesen inne. In der rechten unteren Ecke des Bildschirms blinkt jetzt ein rotes Warnsignal. Ich versuche mir vorzustellen, woher diese Entschlossenheit kam, und wie es für Helen Bilber so klar gewesen sein konnte, dass etwas getan werden musste, während andere noch lange nach 1945 behaupteten: wir haben von nichts gewusst.

Für sie ist die Ausreise gesichert, sie muss nur noch abwarten, trotzdem engagiert sie sich weiter und begibt sich in Lebensgefahr.

Als es nur noch eine jüdische Schule gibt und der Lehrermangel zum Problem wird, springt Helen Bilber ein und unterrichtet Musik. Jeden Tag kommen weniger Kinder zum Unterricht.

[21'07" O-Ton: Wir stehen mit unserem Mikrophon im großen Leopoldstädter Judentempel. Ihn heute noch so zu bezeichnen ist eigentlich noch etwas geschmeichelt der Tempel war in wenigen Minuten ein Raub der Flammen und die Männer der SA die hier ihren Dauferdienst verbringen die können uns vielleicht auch noch etwas erzählen wie hier alles vor sich gegangen ist. // Na es ist jetzt alles weg, Leute stehen nicht mehr auf der Straße und wir werden auch gleich verschwinden also ich glaube der Tempel kann ohne weiteres verschwinden wir haben alle nichts dagegen (lachen) Und nun noch ein Mann von der Feuerwehr: als wir hergekommen sind, da haben wir nur noch alles in Flammen gesehen. Wir konnten auch die Rettungsaktionen nicht durchführen. Und wir uns eigentlich nur die Hände gewärmt haben und gewartet haben bis sich die Grundmauern von selbst niederlegen und die Juden haben sich alle rechtzeitig in Sicherheit gebracht, teilweise waren sie noch als Zuseher verkleidet mit Parteiabzeichen und sind dann von der Polizei abgeführt worden. Sogar diese Frechheit erlauben sie sich noch, naja, aber das ist ja jetzt vorbei.]

Helen Bilber:

Als ich am Morgen des zehnten November 1938 bei der Schule ankam, am Morgen nach der Kristallnacht, wurde mir gesagt, dass sowohl der Schulinspektor als auch der Direktor in den frühen Morgenstunden verhaftet

worden waren. Ob ich bleiben könne, um die Kinder wieder nach Hause zu schicken, falls sie auftauchten?

Zehn von uns Lehrern blieben. Acht junge Frauen und zwei junge Männer. Aus dem Fenster im oberen Stock sahen wir, wie sich die SS vor dem Gebäude versammelte. Wenig später trafen Sturmtruppen ein und kamen nach oben. Sie wiesen uns an, uns in einer Reihe aufzustellen. Die Einen standen, ihre Revolver auf uns gerichtet, während die Anderen die gesamte Einrichtung zerschlugen und anfangen, sie aus dem Fenster in den Innenhof zu werfen. Uns wurde gesagt, dass daraus ein Feuer werden sollte, um die Schule abzubrennen und uns mit ihr. Und wenn jemand versuchte, sich zu rühren, werde dieser *jüdische Bastard* sofort erschossen. In letzter Minute erst ließen sie uns gehen.

[Musikwechsel]

Am 12. Januar 1939 durften meine Schwester und ich endlich das Land verlassen. Jüdische und nicht-jüdische Freunde kamen zum Bahnhof, um uns zu verabschieden.

Im Café

Erzählerin:

Ich blicke von dem Text auf. Die Sonne steht jetzt tiefer und wirft lange Schatten auf den Gehsteig vor dem Fenster, die Spatzen picken Krümel auf. Meine Tasse ist leer, der Kaffee hat Spuren auf dem weißen Porzellan hinterlassen, die wie Jahresringe aussehen.

What is Vienna?

Ich frage mich, ob ihre Stadt meine Stadt ist oder nicht. Ob es wichtig ist zu sagen: auch. Wie es sein kann, dass wir noch immer die ewig gleichen Takte hören?

Viele ihrer Beschreibungen des Wiens ihrer Jugend sind liebevoll, fast zärtlich.

„Oh, dieser Duft von Flieder im April!“, schreibt sie.

Der Geruch ist mir vertraut. Ich recherchiere und finde: *„Flieder (Syringa) kann unter guten Voraussetzungen durchaus ein stattliches Alter von 50 bis 60 Jahren erreichen.“*

Ich denke: Dann muss es ein anderer Flieder sein.

Als ich meine Großmutter das nächste Mal sehe, ist der Flieder längst verblüht. Klatschmohn leuchtet auf den Feldern.

Sie schiebt mir einen Stapel Manuskripte über den Gartentisch zu. Vergilbtes Papier, rostige Heftklammern. Es sind Manuskripte von Radiosendungen, die sie damals in den 1970 und -80-er Jahren produziert hat. Für den Bayrischen Rundfunk und andere. Ich blättere durch die Seiten. *Letzte Fahrten, überlebt und unterwegs*. Berichte, Interviews mit jüdischen Frauen, über Deportationen, übers Exil, über jüdische Aktivistinnen. ~~Vergangen ist weder ein Tag noch sind es die Nächte: Frauen im Konzentrationslager~~. Daran bleibe ich hängen.

[25'55" O-Ton Vergangen ist weder (...): Wie so häufig in der Geschichtsschreibung nimmt auch hier kaum jemand die Frauen in den Blick und von den heute bekannten rund 1200 KZ-Außenkommandos waren etwa 350 reine Frauenlager. Diese Zahlen werfen ein erstes Licht auf das Ausmaß der Vernichtungspolitik an den Frauen, vor allem den jüd. Frauen. ich lebe damit Tag und Nacht. Das ist meine zweite Haut.....(leise weiter).]

Erzählerin:

In der Sendung interviewt meine Großmutter Überlebende und beleuchtet aus verschiedenen Perspektiven, wie die Geschichte der Frauen bei der Aufarbeitung vielfach ausgelassen wurde. Die der Jüdinnen, der Aktivistinnen, und auch die der Täterinnen.

[noch O-Ton Vergangen ist weder (...): ...dass ich auf die Straße einfach nicht denken gehe und plötzlich sehe, wie grausam ein Kind verdroschen wird und schon friert mir das Blut ein und ich hab das Gefühl: der Mann wäre richtig als SS gewesen und schon bin ich in dem KZ drinnen.]

Erzählerin:

Du hast das damals schon erzählt?

Großmutter:

Ja, In der Aufarbeitung der NS-Zeit gab es damals große Leerstellen. Ich wusste, dass noch so vieles erzählt, aufgerollt werden musste. Um viele

Sendungen musste ich damals richtig kämpfen. Manchmal hörte ich die eigene Sendung im Radio und merkte, dass nachträglich Teile ohne mein Wissen rausgeschnitten worden waren. Ich habe mich damals auf die Suche nach diesen Geschichten gemacht und sie mir von den Menschen erzählen lassen. Das war nicht einfach, den Raum für das Erinnern zu schaffen und dann selbst mit diesen Geschichten umzugehen, diese Verantwortung zu tragen. Und als du von den Stolpertexten erzählt hast, habe ich sie für dich wieder rausgekratzt.

Erzählerin:

Ich sehe es vor mir, meine Großmutter zwischen all den Kisten auf dem Dachboden, wie sie danach stöbert. Wie sie etwas hervorholt. Sie wirkte am Ende ihrer journalistischen Laufbahn desillusioniert von einer Welt, in der es in jedem Jahrzehnt aufs Neue hieß: das haben wir doch hinter uns gelassen. Das ist Vergangenheit. Die Hetze. Der Faschismus.

[noch O-Ton Vergangen ist weder (...): ...wir waren nie frei und nie gleichberechtigt auch nicht im KZ. Auch dort war es Männerbeherrscht.]

Erzählerin:

Über dem Stapel Texte atme ich tief ein und aus, der Duft der Sommerwiesen liegt schwer in der Luft. Einen Moment lang stelle ich mir Erinnerung als Samen unter der Erde vor, die zyklisch wieder an die Oberfläche hervorbrechen, durch ein Wort, einen Straßennamen, einen Geruch. Erinnern ist ein Prozess der Gegenwart.

Stimmen/ Schlagzeilen:

Geheime Treffen rechtsextremer Gruppierungen aufgedeckt.

Märsche und Proteste gegen Rechtsextremismus und für demokratische Werte in Deutschland und Österreich.

Erzählerin:

Das Jahr in dem ich an dem Text über Helen Bilber arbeite ist mit Schlagseite gekommen. Und hat Einiges auf unschöne Weise sichtbar gemacht.

Stimmen/Schlagzeilen:

Tausende Menschen in Wien vor dem österreichischen Parlament.
FPÖ: die rechtspopulistische FPÖ wird stärkste Partei.
FPÖ will einen sogenannten "Volkskanzler" an der Spitze.

Erzählerin:

Nicht-weiße Freunde und Freundinnen aus Deutschland erzählen mir, dass sie Notfalltaschen packen und in den Hausflur stellen, dass sie Ersparnisse zur Seite legen – nur für den Fall. Auf dem Weg nach Hause laufe ich in Ottakring an blauen Wahlplakaten mit aufgemalten Hitlerbärten vorbei.
What is Vienna?!

Die AfD propagiert, dass unter die Aufarbeitung des Nationalsozialismus durch Schulunterricht und Erinnerungskultur ein „Schlussstrich“ gezogen werden soll.

29'34" O-Ton: LBI tapes Bilber [Tape 2, side B]

SM: What did you think about it or what do you think about Austria...the way it deals with this past national-Socialism.

Interviewer LBI:

Was denken Sie über Österreich... wie das Land mit der NS-Vergangenheit umgeht?

HB: Well, they are hiding it. They are hiding it and they still think they are the first victims and that's [that is] not true. I'm [I am] very...that's [that is] why I'm [I am] so mad at them yet I love...I love my youth there and it's [it is]...and in school too they didn't [did not] teach anything. It was right there near where you were born...right near you in Mauthausen, but you weren't [were not] born yet. Mauthausen was one of the worst. Such a beautiful country...the Salzkammergut. It is so beautiful and they made there such a [unclear].

Helen Bilber:

Nun, sie verdrängen sie. Sie verdrängen sie und denken immer noch, sie seien zuerst Opfer, aber das stimmt nicht. Das macht mich wütend, trotzdem liebe ich ... meine Jugend dort war schön ... Aber in der Schule wird nichts davon unterrichtet. Direkt dort, wo sie geboren sind, lag Mauthausen, da waren sie bloß noch nicht auf der Welt. Mauthausen war eines der Schlimmsten. So ein schönes Land... das Salzkammergut. Und dann das

O-Ton: LBI tapes [Tape 2, side A]

SM: H_o_w _m_u_c_h _d_i_d _y_o_u _k_n_o_w _a_b_o_u_t _w_h_a_t _w_a_s _g_o_i_n_g _o_n _i_n _E_u_r_o_p_e _a_f_t_e_r _y_o_u _c_a_m_e _t_o _t_h_e _U_n_i_t_e_d _S_t_a_t_e_s? _ _

Interviewer LBI:

Nachdem Sie 1939 in die Vereinigten Staaten kamen, wieviel wussten Sie von dem, was damals in Europa geschah?

HB: Well not at first nobody knew. We didn't [did not] even know until after the Americans found the concentration camps, but at first I did not want to see it, I did not want to hear about it, I did not watch it on television, I didn't [did not] read about it for years and now I can't [cannot] stop getting books about the holocaust and read about the holocaust. At first I was so afraid, I did not want to, but for the last twenty years I've [I have] been constantly reading about the holocaust.

Helen Bilber:

Nun anfangs wusste niemand Bescheid. Wir wussten im Grunde erst Bescheid, nachdem die Amerikaner die Konzentrationslager gefunden hatten. Das wollte ich zu Beginn gar nicht sehen, ich wollte nichts davon hören, ich habe es mir nicht im Fernsehen angeschaut, jahrelang nicht darüber gelesen, aber jetzt kann ich nicht aufhören, mir Bücher über den Holocaust zu beschaffen und darüber zu lesen. Ich hatte einfach solche Angst davor.

[Atmo: Im Garten]

Erzählerin:

Langsam neigt sich der Sommer dem Ende. Heute sitzt mir meine Großmutter mit einem milden Gesichtsausdruck gegenüber, während ich von Helen Bilber spreche, und ich erschrecke mich. Erschrecke mich, weil ich ihrem Gesicht ablese, dass ihre Zeit des Erzählens vorbei ist. Dass sie ihren Teil getan hat, zurückgetreten ist und ihre Arbeit abgibt. Ich denke an die vielen, noch unbekannt Biografien, die ich während meiner Recherche gestreift, überflogen habe. Was machen wir heute aus den vielen Dokumenten und Zeugnissen in den Archiven? Und wie können/dürfen/müssen wir uns daran erinnern?

Plötzlich macht es mir Angst, dass sie mich alleine lassen wird, dass uns eine ganze Generation – nicht nur die der Zeitzeugen, sondern auch die ihrer Kinder – alleine lassen wird, mit dieser Aufgabe des Erinnerns. Wie finden wir die richtige Form dafür, eine, die angemessen ist? Wie stellen wir ein zyklisches, ein immer wiederkehrendes Erinnern sicher?

32'32" O-Ton: LBI tapes [Tape 2, side A]

SM: When was the first time when you went back to Austria? _

Interviewer LBI:

Wann sind Sie das erste Mal nach Österreich zurück gegangen?

HB: In 1968...thirty years later... When I went with the plane...came over the [unclear] and the plane came to Vienna very low and I saw...e-ven saw our

street. I saw the one and I was sitting there and a student was sitting next to me and I was crying and then there was a family picked me up. They were also not Jewish friends of mine. They were not the same ones... different ones and they picked me up with flowers from the plane. Yeah, it was very... but when I met by coincidence people in 1969 who were about my age and started talking and they realized why I had left the first thing that they said, "I was never a Nazi." Then I didn't [did not] wanna [want to] hear from them anymore...

Helen Bilber:

1968 ... Als ich im Flugzeug Wien erreichte und unter mir sah... sogar unsere Straße .. weinte ich - und dann... war da eine Familie, die mich abholte. Nicht-jüdische Freunde von mir. Sie holten mich vom Flughafen ab mit Blumen.

Als ich Leuten in meinem Alter dort zu erzählen begann und ihnen klar wurde, warum ich das Land verlassen hatte, da war das erste, was sie sagten, „Also ich war nie Nazi.“ Da wollte ich nichts mehr von denen wissen.

Helen Bilber:

Trotz allem, was passiert ist, ich liebe diese Stadt – nennt es eine Hass-Liebe.
What is Vienna?

Meiner Jugend in Wien verdanke ich mein Wissen und meine Liebe zur Musik, aber wichtiger noch, den Respekt für Demokratie. Nachdem ich sie so schnell zusammenbrechen sah, bin ich sehr wachsam geworden, was die drohende Gefährdung und Verwundbarkeit der Demokratie angeht.

>Absage I

Erzählerin:

Helen Blank, geborene Bilber arbeitete in New York in verschiedenen Jobs bis sie 1992 in Rente ging. Obwohl sie den Aufenthalt in den USA immer als temporär sah, zog sie aufgrund verschiedener Lebensumstände nie nach Österreich zurück.

>Absage II

Folge 6:

„Wenn es wieder schlimm ist“

von Ruth-Maria Thomas

Basierend auf den Erinnerungen von Gerdy Stoppelmann aus Cottbus

(Onlinelänge: 35'18")

Gerdy Stoppelmann: Hedi Kriegeskotte

Erzählerin: Lisa Hrdina

Junge Frau: Marina Frenk, Anne Müller

Junger Mann: Oscar Hoppe

Sprecher: Max Urlacher

[Musik]

[01'03" O-Ton Dr.Walter Groß: Diesen Blutstrom aber gilt es rein zu halten]

Gerdy Stoppelmann:

In ganz Deutschland werden tausende von jüdischen Männern – deutsche Bürger – zu früher Morgenstunde verhaftet, ins Gefängnis gebracht.

[01'20" noch O-Ton Dr.Walter Groß:: Mitleid und falsche Humanität]

Sie sind keine Verbrecher – nur Juden, deutsche Staatsbürger, von jüdischen Eltern, in Deutschland geboren.

[01'30" Dr.Walter Groß: Die in Härte und Brutalität...Immer und immer wieder das Schwache vernichten...01'35" Göring: zu vernichten und auszurotten, weiter nichts.]

Erzählerin:

Oktober 2022, meine Freundin aus Cottbus ruft mich in München an.

Junge Frau:

Mein Freund ist gestern nach einer Bandprobe von Nazis verprügelt worden. Er liegt im Krankenhaus.

Stel dir vor, die Polizei sagt: Gehen Sie nachts lieber nicht mehr auf die Straße. Grad ist es wieder ganz schlimm.

Musik

Erzählerin:

Wenn es wieder schlimm ist, telefoniere ich nach Hause.

Ich telefoniere nach Hause, wenn mich Menschen fragen: was ist denn da los, in Cottbus?

Ich telefoniere nach Hause, wenn ich eine Reportage sehe: Cottbus – die Stadt mit der bestorganisierten Neonaziszene im Osten.

Ich telefoniere nach Hause an diesem Apriltag 2023, an dem die Luft noch nach Winter riecht, und im Radio läuft, dass eine Lehrerin und ein Lehrer einer Schule bei Cottbus einen verzweifelten Brandbrief

geschrieben haben, in dem sie über den heftigen Rassismus und Rechtsextremismus berichten, der ihnen täglich begegnet. Drei Monate später werden eben der Lehrer und eben die Lehrerin die Schule verlassen. Sie ertrugen die anhaltende Bedrohung nicht mehr.

(Telefonklingeln)

Erzählerin:

Was is'n da los, bei euch im Spreewald?

Junger Mann:

(seufzt, Stille).

Jeder der geht, fehlt.

Erzählerin:

Zwei Stellen bleiben unbesetzt zurück. Diese Vorfälle schrecken andere ab, es kommt niemand nach, die Kinder werden nicht gut betreut, ein Teufelskreislauf.

03'20"Musik/ Vogelgezwitscher

Erzählerin:

Mai 2023. Es ist schon sehr warm für Mai aber die Luft riecht noch nach Frühling, weißer Blütenschnee im Park. Ich besuche mein letztes Seminar **an der Uni**, es ist ein Seminar, indem wir uns mit Schreibweisen des Erzählens beschäftigen, in diesem Semester mit den Schreibweisen zum Erinnern. Texte sollen entstehen, die an Menschen erinnern, die aus Deutschland vertrieben wurden.

Auf meiner Suche klicke ich auf der Website des Leo Baeck Instituts den Bericht von Gerdy Stoppleman an. 1914 geboren. Früher: Gerda Stoppelmann. Sie lebte mit ihrem Mann Günther und seiner Familie in der Lessingstraße in Cottbus.

Ich lese den ersten Satz des Berichts und dann den ganzen Rest. Ich lese schnell.

Gerdy Stoppelmann:

Vor beinahe 50 Jahren – ~~es ist jetzt~~ im Oktober 1938 – hatten wir einige Freunde in unserer Wohnung in Cottbus, Lessingstraße, eingeladen, um den Geburtstag meines Mannes zu feiern. Plötzlich heftiges Läuten der Türklingel, dem heftiges Klopfen folgte. Minuten später wurde unser Freund Max Kramer von drei stämmigen Braunhemden – ~~SA-Sturmtruppen~~ – gezwungen, unsere Wohnung zu verlassen.

Erzählerin:

Mein Freund Max wohnt in der Lessingstraße in Cottbus, er kommt soeben von der Arbeit zur Tür rein, es wird schon früh Sommer, ein heißer Sommer.

Junger Mann:

Die Blätter der Platanen im Park hinter der Lessingstraße sind schon ganz welk.

Da ist doch eine mobile Ausstellung vor dem Theater, die neu eröffnet hat. Im Zelt laufen gefilmte Interviews mit Zeitzeugen und Zeuginnen. Schüler und Schülerinnen kommen da mit Virtual-Reality-Brillen mit der Vergangenheit in Kontakt.

Stell dir vor: Am Tag der Ausstellungseröffnung kommt doch ein älterer Mann, nicht betrunken, rempelt das Zelt an und grölt: Wenn Adolf euch so sehen würde, der würde euch gewaltig in den Arsch treten.

Erzählerin:

Krass.

Ich bin geschockt,

Krass, Oh man, Cottbus.

Junger Mann:

Ja. Ja. Aber ich war da, und habe ihm gewaltig verbal in den Arsch getreten.

Und die Ausstellung, die ist da. Es bräuchte viel mehr dieser Ausstellungen bei uns, und Menschen, die davorstehen, und mit den Passanten reden.

Die Hoffnung, man darf die Hoffnung nicht verlieren.

[05'38" Propagandafilm,SA-Lied: "Und höher und höher und höher, wir steigen trotz Hass und Verbot. Ein jeder SA-Mann ruft mutig: "Heil Hitler!" Wir stürzen den jüdischen Thron!"...]

Erzählerin

Stimmt.

Gerdy Stoppelmann:

Lessingstrasse, 09. November 1938, 6 Uhr früh.

Ein grauer kalter Wintermorgen. Heftiges Klopfen an unserer Schlafzimmertür. Wir teilen eine 5-Zimmer-Wohnung mit meinen Schwiegereltern. Mein verschüchterter Schwiegervater führt 2 SA-Männer zu unserem Schlafzimmer. Eintretend, befehlen sie meinem Mann, sich anzuziehen und mitzukommen, da er ins Stadtgefängnis eingeliefert werden soll. Von ihnen beobachtet, helfe ich meinem Mann in warme Unterwäsche und Kleidung. Wir sprechen kein Wort, aber ich fühle die Erschütterung meines Mannes, während ich versuche, mein Zittern zu kontrollieren. Zehn Minuten sind vergangen; ich sah – von unserem Balkon – meinen Mann und seinen 68-jährigen Vater in die „Grüne Minna“ einsteigen – und schnell fährt der Polizeiwagen in den noch dunklen Morgen. Ich versuche, meine bejahrte Schwiegermutter, die unkontrollierbar weint, ein wenig zu beruhigen – was sollte ich sagen?

Erzählerin:

Lessingstraße, damals nach unserer Abifeier.

Wir wanken auf dem Nachhauseweg über Asphalt. Unsere Zukunft scheint hell und voller geheimer Wunder. Unsere Wangen glühen wie die Sterne am Himmel, wir stolpern und legen uns kurz auf den warmen Bordstein. Dass es in dieser Stadt Stolpersteine gibt, das habe ich erst gelernt, als ich schon nicht mehr in ihr wohnte. In der Schule sprachen wir nie darüber.

[07'40" O-Ton Reportage Polizeiaktion im Scheunenviertel: "Deutsche Volksgenossen, das Mikrofon der Funkstunde Berlin steht jetzt in den frühen Morgenstunden in der übel beleumdetsten Gegend, gerade ist eine größere polizeiliche Aktion eingeleitet. Vor mir stehen zwei große Polizeiwagen...(läuft weiter)"]

Gerdy Stoppelmann:

Am 27. Oktober 1938 findet eine Razzia gegen beinahe alle staatenlosen Juden statt.

[noch Radio Reportage Polizeiaktion im Scheunenviertel: Warum ist dieser Mann hier festgenommen auf diesem Wagen hier? - einen moment ich kann das nicht so übersehen ich werde mir mal seinen pass geben lassen. - JA - haben sie keinen pass da? Ich hab ihn gegeben zum verlängern- wann haben sie den Pass hingegeben zum verlängern? - am freitag – freitag? - und haben sie da nicht eine bescheinigung bekommen nein weil...(läuft weiter)]

Nachdem sie gewaltsam in Zugabteile gestoßen werden, fährt der Zug an die polnische Grenze. Dort werden diese Unglücklichen gezwungen, auszusteigen und befinden sich in kahler, wüster Landschaft.

Tausende von Juden – beinah alle orthodox – dürfen nur einen kleinen Handkoffer oder Tasche und 10 Reichsmark mitnehmen. Von den meisten hört man nimmermehr! Alle waren Polen von Geburt, die zeitweilig in Deutschland gelebt hatten. Polen hatte diese Juden enteignet und für staatenlos erklärt.

[noch Radio Reportage Polizeiaktion im Scheunenviertel: ...Tarnow? in Tarnow. / Sie sind polnischer Staatsangehöriger?/ Polnischer Staatsangehöriger. / Aber keine...Und Aufenthaltsgenehmigung?/ Ich wohne seit 36 Jahren hier, mir hat man auf dem Polizeirevier gesagt, ich hab's nicht nötig.]

Erzählerin:

Wir machten keine Gedenkstättenfahrt in ein KZ. Ich war auf einem Gymnasium. Als im Geschichtsunterricht, 9. Klasse, über die Reichspogromnacht gelacht wurde, weil eine Person beim Anblick der Bilder weinte, hat die Geschichtslehrerin nur müde gelächelt und *scht scht* gemacht. Für die Witze, die wir uns damals erzählten, schäme ich mich heute.

Gerdy Stoppelmann:

Am selben Tag, an dem alle jüdischen Männer verhaftet werden, werden unsere Bank- und Sparkassenkonten gesperrt – um 08:00 Uhr früh, die

Öffnungszeit für Banken. Gleichzeitig wird ein Treuhänder (ein eigenartiges Wort für dieses Amt) – in unserer Stadt ist es Herr Hellmund – für alle Gelder privat oder/ und geschäftlich eingesetzt. Somit muss ich den Treuhänder für jegliche Summe ersuchen, unter gleichzeitiger Begründung, wofür ich das Geld brauche.

Der nächste Tag – 06:00 Uhr früh und bittere Kälte – ich gebe meinem Mann die erlaubte Geldsumme, Nahrung ist nicht mehr erlaubt, und küsse meinen Mann – ist es zum letzten Mal? Wann würden wir uns wieder sehen? Wohin fährt der Autobus?

[10'30" O-Ton DRadio Länderreport: In Südbrandenburg besonders im Raum der Lausitz, war der Rechtsextremismus in den letzten 30 Jahren immer stärker ausgeprägt als in anderen Regionen des Landes und wenn wir dann genau reinschauen in diese Region Lausitz dann sehen wir etwa 400 Rechtsextremisten die wir als Verfassungsschutz kennen das ist dann auch die Stadt aber eben auch die Landkreise drumherum und davon sind 80% gewaltorientiert.]

Erzählerin:

Meine Freundin heißt Nguyen mit Nachnamen. Als wir beide noch in Cottbus lebten, und von Partys nach Hause gingen, ängstigten wir uns oft, auf dem Heimweg. Aber ihre Angst war immer noch eine andere als meine. Sie ist, sobald sie konnte, aus Cottbus weggezogen. Weg von den Blicken, Beleidigungen, Bedrohungen.

Aber dann ist sie – mutig finde ich – zurückgekommen für eine Kooperation mit dem Kinder- und Jugendtheater der Stadt. „Stolpern“ hieß das Stück, dass sich mit den Stolpersteinen dieser Stadt beschäftigte. Jugendliche aus Cottbus und Berlin standen auf der Bühne, erzählten die Geschichten hinter den Stolpersteinen. Die Vorstellung war ausverkauft, Standing Ovation.

[Telefonklingeln dann Gespräch]

Erzählerin:

Also ich war schon komplett spät dran. Und bin...

/ Ein paar Tage nach der Premiere rufe ich meine Freundin an./

...bin dann noch mal los und wollte nochmal einkaufen. Boah, der Regio war wieder so voll und die Klimaanlage ist ausgefallen, und dass bei dreißig Grad. Wie geht es dir eigentlich, wie war es für dich, wieder in Cottbus zu sein?

Junge Frau:

Ich hab immer noch Kopf und Nackenschmerzen, vom Schultern hochziehen, wie immer, wenn ich in dieser Stadt bin. Wie früher.

Musik

Gerdy Stoppelmann:

Dann gehen wir, jede Frau ihres Weges, weg vom Gefängnishof, an diesem bitterkalten Morgen. Die blasse Röte einer bald aufgehenden Sonne an einem wolkenlosen Winterhimmel. Nur ein Milchmann, Briefträger und Straßenbahn-Schaffner auf dem Wege zur Arbeit ... Sonst ist niemand zu sehen. Ich bezweifle, ob einer von ihnen die Frauen sieht, die müde und traurig aussehend, so schnell sie nur können weitergehen. Den Davidstern auf dem Mantel, das Zeichen, dass sie jüdisch sind.

Erzählerin:

Gerdys Mann und ihr Schwiegervater werden in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht.

Gerdy Stoppelmann:

Der Winter 1938 hat kalt, sehr kalt angefangen und bleibt so für Monate der kälteste Winter seit 10 Jahren. Anfang Dezember fällt Schnee, und es schneit immer wieder. „Wir können rodeln – wir können Schifahren“ jubeln arische deutsche Kinder und Erwachsene. Für die Gefangenen im KZ beinah ein Todesurteil. Für die erlaubten 10 Reichsmark können sich die Häftlinge einen Teller Erbsensuppe oder Sauerkraut, gelegentlich auch ein Stück Hefekuchen kaufen. Zu übertriebenen Preisen – aber grässlicher Hunger wird, wenigstens für eine Weile, ein klein wenig vermindert.

[O-Ton: Trommeln marschierend]

Erzählerin:

Gerdy Stoppelmann bleibt in der Wohnung in der Lessingstraße zurück.

Gerdy Stoppelmann:

Die Ereignisse zu Hause werden schlimmer.

Gerdy Stoppelmann:

Am nächsten Morgen:

[14'13" Radio Boykott: "Deutsche, wehrt euch, kauft nicht bei Juden."]

...mehrere SA-Männer an der Haustür. Sie stürmen in unsere Wohnung und befehlen mir die Schlüssel zu den Geschäftsräumen, die sich im Erdgeschoss befinden, auszuhändigen. Wir haben einen Großhandel in Woll- und Kammgarnstoffen. Nachdem ich vorschlage, dass ich selbst die Geschäftsräume aufschließen werde, führe ich die Gruppe ins Erdgeschoß, wo mich weitere acht oder zehn Männer, alle in Nazi-Uniform, erwarten. Da wird mir klar, was ihre Absicht ist! Zehn Minuten später ist das von meinem Schwiegervater und meinem Mann aufgebaute Geschäftsunternehmen mutwillig und sinnlos zerstört.

Geschäftsmöbel, Büro-Ausstattung, große und schwere Schneidemaschinen liegen in wüsten Trümmern – mit Hämmern und Eisenstangen sind die Nazis ausgestattet! Erst als ich dem „Führer“ mitteile, dass in den Obergeschossen auch zwei arische Familien leben, gibt er den Befehl: „Sein lassen, kein Feuer legen“.

SA-Mann im Hintergrund

Sein lassen, kein Feuer legen, Ungeziefer, Drecksjuden

Gerdy Stoppelmann:

Es wird noch „Drecksjuden“ an Hauswände und Fenster geschmiert, dann geht die Schreckensgruppe weg.

An diesem Tage werden beinahe alle Synagogen vollständig verbrannt – die Thorarollen geschändet und geplündert. Als endlich, nach dem langen langen Tag der Abend fällt, leuchtet der Himmel immer noch rot.

[15' Radio Program]

O-Ton: Nachrichten, Nacht vom 9. auf den 10. November 1938,

Reichskristallnacht

Erzählerin:

Ich lese in Gerdy Stoppelmanns Text davon, wie ein „J“ für Jude in die Pässe eingestempelt wurde. Ich lese, wie sie nun beim Lebensmittelkauf eine Lebensmittelkarte vorzeigen musste, und dafür nur die Hälfte dessen bekam, was die „Deutschen“ dafür kaufen konnten. Ich lese, dass sie in bitterer Kälte außerhalb der Geschäfte und Läden warten mussten, bis alle Deutschen bedient waren.

Gerdy Stoppelmann:

Einkäufe müssen zu bestimmten Zeiten gemacht werden. Da diese immer Freitag abends sind, können jüdische Frauen kaum zum Beginn des Schabbath-Abends zu Hause sein.

Erzählerin:

Warum nur wurde in der Schule kein solcher Zeitzeugen-Bericht gelesen? Ob es jetzt geschieht?

Musik

Erzählerin:

Kein großes Erstaunen, als mir ein Kumpel erzählt, dass er und seine linke Fanggemeinschaft Stadionverbot bekommen haben. „Wir wissen, wo eure Kinder in die Kita gehen!“ haben sie ihm gedroht.

Kein großes Erstaunen, als der Freund einer Freundin von Türstehern zusammengeschlagen wird, die faschistische Symbole an Hals und Nacken tätowiert haben. Auf der Polizeistation sagt man ihnen: sicher, dass Sie die anzeigen wollen? Die merken sich eure Gesichter. Er zeigt sie nicht an.

Kein großes Erstaunen, dass ich nach dem Studium meine Koffer packe und denke: so, das geht mich jetzt alles nichts mehr an.

Jetzt denke ich darüber nach, ob nicht jede, die geht, fehlt? Ich denke darüber nach, dass ich nicht mutig sein muss. Ich habe einen deutschen Vornamen

als Nachnamen, ich könnte angstfreier als andere zurückgehen und dort wirken, anstatt in München zu sitzen und über mein altes Zuhause nur den Kopf zu schütteln und so zu tun, als würde es mich nichts angehen.

Musik

Gerdy Stoppelmann:

Alle Frauen sind sich bald darüber im Klaren, und somit ist es auch mir bewusst, will ich meinen Mann je lebend wiedersehen, muss ich seine baldige Entlassung aus dem KZ bewerkstelligen. Somit, mit unzähligen anderen, mache ich mich an diese riesenhafte Aufgabe. Wieso riesenhaft fragt Ihr? Warum haben wir denn nicht schon seit 1933 versucht, Deutschland zu verlassen? Warum? Weil wir ohne große Geldmittel und gute Verbindungen nirgends hingehen können! So schwierig ist ein solches Unternehmen, das seit 1935 bereits 5000 Juden Selbstmord begangen haben. Die Nürnberger Gesetze werden gnadenlos angewendet: somit sind Juden als „Freiwild“ gebrandmarkt – wir sind der Sündenbock, jeder kann uns schlagen und misshandeln – ungestraft. Wir waren sicher, dass uns jetzt – 1938 – die ganze Welt außerhalb Deutschlands, Nichtjuden und gute Christen überall, alle Regierungen der Welt – zu Hilfe kommen würden.

Endlose Reisen, Stunden verbracht beim Hilfsverein in Berlin (eine Organisation, die versucht, Juden zu helfen auszuwandern), Besprechungen mit unwichtigen und unhöflichen Konsulatsangestellten öffneten meine Augen – ich weiß nun, was ich zu erwarten habe. 1000 Pfund Sterling pro Person für die Einreise nach Palästina eine enorme Geldsumme in 1938. Juden in Amerika können das reichste Land der Welt nicht von der Notwendigkeit überzeugen, das Quotensystem zu erleichtern. Unsere Einreise in die Vereinigten Staaten wird durch die Quotenregelung in die ferne Zukunft verschoben.

Südamerika, Shanghai und Länder, deren Namen ich kaum je gehört habe, verlangen Riesensummen, ohne die Zusicherung eines gültigen Visums. Während die Krise von Tag zu Tag größer wird, verringern Regierungen und Länder Einreisemöglichkeiten ebenfalls von Tag zu Tag. Weltweit keine Hilfe von den großen christlichen Religionen. Wie still sind Bischöfe und Papst.

[20'00" O-Ton Reportage Oranienburg: Rundfunkhörerinnen und Rundfunkhörer Deutschlands und jenseits der Grenzen das junge NS Deutschland wehrt sich gegen Lügen und Gräuelmeldungen, die ein Teil der Auslandspresse verbreitet hat. Das nationalsozialistische Deutschland baut den Staat und erzieht das Volk mit unbegrenzter Wahrheitsliebe. Wir sind mit dem Mikrofon nach Oranienburg hinausgewandert so bringen wir heute einen wahrheitsgemäßen Ausschnitt aus dem Konzentrationslager Großberlins. Können wir mal einen der Häftlinge haben? Ja. ...Sind sie Kommunist gewesen? Jawohl. - Und was haben sie hier zu essensuppe hier? Erbsensuppe. Erbsensuppe, ist das ohne oder mit Einlage? Mit Speck. Mit Speck? und werden sie davon satt? Jawohl. und was haben sie gestern gegessen? Graupen. Graupen, die schmecken wohl nicht? Jawohl die haben ganz gut geschmeckt. Was meinen Sie wohl, was wir Nationalsozialisten zu essen gekriegt hätten wenn ihr Kommunisten am Ruder gewesen wärt? Ich glaube ihr hättet uns bestimmt nicht so anständig behandelt wie ihr hier behandelt werdet.]

Gerdy Stoppelmann:

Nachdem ich dem Lagerkommandanten schriftlich versichert hatte, dass mein Mann Deutschland innerhalb von 3 Wochen verlassen würde, (andernfalls würde ich ihn ins KZ zurückbringen) kommt Günther an einem grauen kalten Wintertag in der Wohnung seiner Schwester in Berlin an. Kahlgeschoren mit offenen Frostbeulen und eitrigen Geschwüren, abgemagert – aber frei. Wir fahren mit dem Zug nach Cottbus, arische Passagiere im Abteil sehen ihn flüchtig an. Ein Mann so blass, so mager, mit so müden und traurigen Augen – sie verstecken sich hinter ihrer Zeitung oder heucheln Schlaf. Niemand nennt uns Drecksjuden, niemand beschimpft uns. Mehr als sein Körper ist jedoch meines Mannes Gemüt durch die Inhaftierung im KZ sehr betroffen. Nacht für Nacht kehrt er wieder ins KZ zurück, in Alpträumen, die so schlimm sind, dass ich um seinen Verstand besorgt bin. Drei Tage lang nach seiner Entlassung schläft er stundenlang, spricht kaum. Wenn aufwachend, fragt er wiederholt, ob ich sicher sei, dass die Einreisegenehmigung nach England in Cottbus Lessingstraße eintreffen würde, bevor 3 Wochen vergangen wären. Täglich muss er sich bei der Gestapo in Cottbus melden, wo Herr Häusler ihn

mit den Worten begrüßt: „Ach, Stoppelmann, sie sind also immer noch hier!“

Erzählerin:

Cottbus, Lessingstraße. Wie oft bin ich diesen Bogen gelaufen, im Winter die gepflasterte Straße lang, zum Arzt, oder zur Physiotherapie. Wie oft stand ich an der Ampel, um die Straße zu überqueren, um noch dies und das in der Spreegalerie zu besorgen.

Einmal bin ich nachts angetrunken mit meinen Freunden auf dem Fahrrad über die Straße gefahren. Ein Auto bremste, Reifen quietschten, der Schreck saß tief, war fünf Minuten später wieder vergessen, fünf Minuten später tanzten wir in dem Club, der im Keller eines der Häuser geöffnet hatte.

Es war Sommer, der Asphalt der Lessingstraße war noch warm, als wir den Club verließen. Der Morgen leuchtete schon durch die Zweige, in meiner Erinnerung waberte Nebel über die feuchte Wiese, auf der wir standen. Es war alles gut, in diesem Moment.

Ich weiß nicht, wie oft ich die Lessingstraße schon entlanggegangen bin, endlos oft.

Gerdy Stoppelmann:

Am 18. Tag (21 Tage waren erlaubt) kommt das erforderliche Dokument an. Mit kleinem Koffer (um nur alle Schwierigkeiten mit dem Zoll zu vermeiden) und 10 Reichsmark verlässt mein Mann Deutschland am Ostersonntag 1939. Er umarmt seine sehr gealterten Eltern zum letzten Mal und wir küssen uns. 3 Tage später erhalte ich einen Brief mit Günthers Ehering. Es ist verboten, jeglichen Schmuck mitzunehmen. Jedoch herrliche Nachrichten: er ist im Kitchener Camp in Sandwich/England angekommen, hat seinen ersten englischen Tee getrunken.

Er hat das Land seiner Geburt, sein geliebtes Deutschland, verlassen – das Land, das für ihn und alle Juden zu einem furchtbaren Traum geworden ist.

Erzählerin:

Ich schlage nach. Nach den Novemberpogromen 1938 wuchs der Druck auf und in England, sich für die verfolgten Juden einzusetzen, doch die britische Regierung war im Dezember 1938 noch nicht bereit, ein Flüchtlingslager in Großbritannien einzurichten oder zu unterstützen.

Nach zähen Verhandlungen mit der britischen Regierung, an denen u.a. auch der Rabbiner Leo Baeck, Präsident der Reichsvertretung der Deutschen Juden, teilnahm, wurde im Januar 1939 die Eröffnung des Kitchener Camps vorbereitet, ein Durchgangslager für jüdische Flüchtlinge an der Südküste Englands.

[25'15'' O-Ton Himmler: Beauftragt die Judenfrage zu lösen. Ich darf auch hier in diesem Kreis...]

Gerdy Stoppelmann:

Doch in Deutschland rollt der Schrecken der Nazimaschinerie weiter.

[noch O-Ton Himmler:...es ist gut, dass wir die Härte hatten die Juden in unserem Reich auszurotten.] Meine Schwiegereltern müssen in 2 kleine Zimmer im Keller des Hauses ziehen, das noch bis vor kurzem ihr Eigentum war. Ich muss ein Zimmer unserer Wohnung mit einer jüdischen Frau teilen.
[noch O-Ton Himmler: ...Ebenso wie ich auch gleich einen Gedanken der sicherlich gedacht wird gleich beantworten will. Wissen Sie, dass sie die erwachsenen Juden umbringen das versteh ich völlig aber wie können sie Frauen und Kinder? Da muss ich ihnen etwas sagen. die Kinder werden eines Tages groß werden und deswegen haben wir eine klare lösung vorgezogen so schwer wie sie war.]

Eine riesig hohe Judensteuer muss bezahlt werden, ehe ich nur daran denken kann, Deutschland zu verlassen. Hinzu kommt, dass aller Schmuck, Gold- und Silberwaren persönlich bei der Berliner Münze abgegeben werden müssen. Mit deutscher Gründlichkeit erhalten mein Schwiegervater und ich je eine Quittung für überreichte Gegenstände. Damit ich die hohe Judensteuer bezahlen kann, verkaufe ich wertvolle Möbel, Gemälde und Teppiche spottbillig.

Mein einziges Ziel ist, nach England auszuwandern, und mit meinem Mann vereint zu sein.

Erzählerin:

Gerdy Stoppelmann bekam im August 1939 endlich die Ausreisegenehmigung.

Gerdy Stoppelmann:

Selbst heute noch, nach 50 Jahren, habe ich immer das traurigste Bild im Gedächtnis: als ich mich auf dem Flughafen außerhalb Münchens von meinen Eltern verabschiedete, sie zum letzten Mal umarmend und küssend, sah ich in ihren so traurigen Augen unendliche Hoffnungslosigkeit.

Nachdem ich eine an Grausamkeit grenzende körperliche Untersuchung überstanden hatte, stieg ich ins Flugzeug ein – ich winkte meinen Eltern zu, und tapfer winkten sie zurück. Übrigens hatte mir unser Treuhänder, Herr Hellmund, das Geld für die Flugreise verweigert. Ein arischer Arzt, ein Freund von uns, zahlte die Reise, nach dem Krieg habe ich die Summe, mit Zinsen, an seine Tochter zurückgezahlt.

Ende 1939 waren meine Schwiegereltern nach Theresienstadt abtransportiert worden. Beide waren über 70 Jahre alt und kamen dort um. Günters Vater starb an „Herzschlag“, seine Mutter an „Magenleiden“ – Todesursache: natürlich.

Im Jahr 1941, als meine Eltern in ein Vernichtungslager abtransportiert werden sollten, begingen sie Selbstmord – sie warfen sich unter die Räder des Zuges, in den Minuten später hunderte von jüdischen Frauen, Männern und Kindern hineingepfercht wurden.

Wieso weiß ich das? Das Rote Kreuz teilte es einer Tante mit, die in der neutralen Schweiz lebte.

Sprecher:

Schlagzeile:

„Cottbus hat seit Jahren massive Probleme mit rechter Gewalt.

[28'40" O-Ton Cottbus: Der Fußballverein Energie Cottbus hat die rechtsextremen Hooligans zu tun...]

Konflikte mit Flüchtlingen dienen als Vorwand für Hetze, viele Bürger sind verunsichert.

[noch O-Ton Cottbus Zentrum der rechtsextremen Szene: ...schwieriger wirds dann wenn sie Teil eines fanclubs sind der sagt wir wollen am Wochenende eine Fahne in die Kurve hängen wo drauf steht *Energiefans gegen Rassismus*. Dann ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie bedroht werden, dass ihnen Hausbesuche angedroht werden,

dass sie dabei verprügelt werden, solche Vorfälle gab es. Überspitzt könnte man sagen das Verhältnis von Cottbus von der Stadtspitze und dem Verein Energie Cottbus zur Naziszene ist das Verhältnis was VW zur Abgasaffäre hat und man hats lange versucht totzuschweigen und jetzt wo es nicht mehr zu leugnen ist... wirklich konkretes Handeln das wirklich gegen diese Strukturen vorgeht darauf warten wir vergebens.] Was ist los in der Lausitz?“

Erzählerin:

Es regnet draußen, ich schaue in den Himmel, er ist grau, Tropfen fallen unregelmäßig auf mein Gesicht. Der September hat die Blätter des Ahorns vor meinem Fenster schon gelb gefärbt, melancholisch wie meine Stimmung nach der letzten Brandenburg-Wahl.

(Telefonklingeln/ dann Telefonat)

Ich telefoniere nach Hause.

Junger Mann:

Ich bleibe zuversichtlich. Was auch sonst? Ich arbeite weiter mit den Menschen zusammen, die versuchen etwas zu verändern, die sich für Demokratie einsetzen.

Die brechen uns das Genick, mit ihrem Narrativ, die Medien, die immer nur „Stimmen aus der Region“ hören wollen und wie schlimm es ist. Die könnten ihre Sendezeit doch auch nutzen, um zu zeigen, dass es auch uns gibt. Um Perspektiven zu zeigen.

Erzählerin:

Mit „uns“ meint er: die mutigen Leuchttürme, die Widerstand leisten, die demokratische Strukturen aufbauen und am Leben erhalten.

Junger Mann:

Um zu zeigen, dass es Möglichkeiten gibt, sich zu engagieren.

Erzählerin:

Ich seufze ins Telefon. Wir legen auf. Stille. Doch das Gespräch hallt in mir nach. Es ist nicht ein Problem nur von meiner Stadt, versuche ich mich

abzulenken, und der Regen wird heftiger, meine Sicht verschwimmt, doch drei Möglichkeiten nehmen vor meinem inneren Auge Kontur an:

Möglichkeit a) ich spende vielleicht 10-20 Euro an eine Organisation, die sich für Demokratie im ländlichen Raum einsetzt. Ich gehe auf Instagram, teile den Spendenaufruf, re poste eine Kachel, die auf dieses und jenes aufmerksam macht.

Möglichkeit b) Ich verkrieche mich nicht in mein kleines gemütliches Leben. Ich schaue genau hin. Schaue mich an und mein Umfeld, in dem ich lebe. Schaue, wo ich mich einbringen kann. Schaue, ob ich etwas für die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, tun kann. Und zwar nicht als die, die zurückkommt, für ein paar Stunden, und es besser weiß.

Möglichkeit c) Ich kombiniere beides. Und richte einen Dauerauftrag ein. Ich zögere, und denke daran, wie bequem es ist, vom Sofa aus mit dem Handy ob der Weltlage zu verzweifeln.

Und dann denke ich wieder, wie so oft in dieser Zeit, an Gerdy Stoppleman und ihre Geschichte, wie knapp sie nur dem Schlimmsten entronnen ist.

Und ich denke an die Verantwortung, die jede und jeder einzelne in unserer Gesellschaft hat, unsere Demokratie zu schützen und zu erhalten.

Gerdy Stoppelmann:

Erst als wir bereits eine Weile in England lebten – Günther war schon in der britischen Armee – konnte ich ihn dazu überreden, mir vom „Leben“ im KZ Sachsenhausen zu berichten. Am Tag der Ankunft im Lager – durchs Tor marschierend, über dem die Aufschrift stand „Arbeit macht frei“, mussten sie 24 Stunden, ja, 24 Stunden, in eiskaltem Wind, ohne Essen, stillstehen! Da keiner den Appellplatz verlassen durfte, urinierten die Männer wo sie standen. Der sofort frierende Urin vereiste außerhalb und innerhalb der Hose. Nur wenige der Männer, die hinfielen, standen je wieder auf. Und als sich nach 24 Stunden die Masse dieser Unglücklichen mühsam in die Baracken schleppten, waren die Körper der auf der Erde liegenden Menschen zu Tode gefroren.

Es ist mir weder möglich, noch bin ich bereit, Deutschen, die während dieser Zeit in Deutschland gelebt haben zu vergeben. Die häufig gemachte Bemerkung: "wir wussten nicht – wir hatten keine Ahnung, was sich in den

KZ-Lagern abspielte“ ist eine Lüge! Das Verbrennen tausender Bücher von jüdischen Autoren, das In-Brand-stecken von Synagogen, jüdische Männer und Frauen, alles alte Leute gezwungen, den Schnee mit Zahnbürsten vom Bürgersteig zu kehren, all dieser „mutige Sport“ geschah am hellen Tag. Mit diesen Erinnerungen will ich sechs Millionen Juden und Millionen andere, alle von Nazis ums Leben gebracht, ehren und ihr Andenken aufrechterhalten.

1988 – fünfzig Jahre später:

Nur wenige sind noch in der Lage, darüber zu berichten:

Ich bin eine von den wenigen.

>Absage I

Erzählerin:

Günter Stoppelmann, geboren 1905 in Cottbus, 1939 emigriert, starb in England 1985.

Seine Frau Gerdy 2002. Auch sie starb in England.

>Absage II

„Hoffentlich ist es dann noch nicht zu spät“

von Victor Sattler

Basierend auf den Briefen von Robert Bachrach und Leo Hochner aus Wien

(Onlinelänge: 28'06")

Erzähler: Oscar Hoppe

Robert: Christoph Gawenda

Leo: Max Urlacher

Fremde Frau: Anne Müller, Lisa Hrdina, Marina Frenk

Fremder Mann: Tristan Becker

Polizeibeamter: Nils André Brünnig

Clarissa: Judith Engel

Atmo Party, Musik

Erzähler (denkt):

Auf einer Feier erzähle ich die Geschichte von Robert Bachrach und Leo Hochner, die mich nicht mehr loslässt, seit ich sie kenne. [*spricht auf Party im Hintergrund: ...und irgendwann trennen sich die Wege von Robert und Leo und Leo bleibt in Budapest und Robert ist geflohen nach New York und hat sich da versucht ein neues Leben aufzubauen ...*]

Die Geschichte eignet sich gut zum Erzählen, weil sie unbekannt und berührend ist. Die Leute hören ihr immer neugierig zu. [...ganz tragisch geendet, er hat sich das Leben genommen...] Und sie staunen darüber, dass diese wahre Geschichte fast wie das Drehbuch für einen Hollywoodfilm klingt. Aber am Ende passiert immer das Gleiche:

Erzähler:

...ich hab so einen Abschiedsbrief hinterlassen, ich hab den mir ins Handy geschrieben, weil ich den so berührend fand. Kann ich den mal kurz vorlesen?: (zitiert aus Brief) „Es war immer vielleicht in Ermangelung eines anderen mein Lebenszweck den Namen und die Ehre meiner Familie hochzuhalten Dass mir das letztlich nicht gelungen ist, das zerbricht mein mit einem Sprung behaftetes Herz völlig. Lebt wohl und bewahrt die Erinnerung an mich aus früheren Zeiten. Yours Robert.“

Erzähler (denkt):

Jedes Mal, wenn ich fertig mit Erzählen bin, tritt eine peinliche Stille ein...

Erzähler:

Denn die Geschichte endet im Frühling 1944 sehr abrupt und unbefriedigend. Am Ende liegt alles in Scherben.

Der jüdische Arzt Robert Bachrach aus Wien stirbt in seiner neuen Heimat New York an einer Überdosis Schlaftabletten. Er hinterlässt seinen Freunden mehrere Abschiedsbriefe. Die Flucht aus Europa hat ihn vor den Nationalsozialisten gerettet. Seine jüdischen Freunde aus Wien beginnen in New York ein neues Leben, heiraten und bekommen

Kinder, ergreifen neue Karrieren. Auch Robert eröffnet eine Arztpraxis auf der Madison Avenue, die eigentlich gut läuft. Aber er wird in den USA weiterhin verfolgt.

Denn in den 1940er-Jahren ist Roberts Homosexualität vor dem Gesetz illegal – in jedem einzelnen amerikanischen Bundesstaat. Die Diskriminierung in Amerika muss für Roberts Ohren erschreckend ähnlich klingen, wie die Homosexuellen-Verfolgung durch die Nazis. Das Wort „Entartung“ schwirrt in seinem Kopf.

[3'10" O-Ton: "die in Härte und Brutalität immer und immer wieder das Schwache vernichten solange es zur Gefahr für den Bestand der Rasse wird, damit Platz werde für das Gesunde und Starke"]

Robert:

„Dies ist ein Abschiedsbrief. Es war immer – vielleicht in Ermangelung eines anderen – mein Lebenszweck, den Namen und die Ehre unserer Familie hochzuhalten. Dass mir dies am Ende nun selbst nicht gelungen ist, das zerbricht mein mit einem Sprung behaftetes Herz völlig. Lebt wohl und bewahrt das Andenken an meine Person aus früheren Zeiten. Yours, Robert.“

Erzähler:

Einer von Roberts Abschiedsbriefen erhebt auch Vorwürfe gegen einen Mann namens Leo Hochner, jüdisch wie er, in den Robert offenbar verliebt ist. Die beiden kennen sich aus Wien. Leo ist 1938 nach Budapest geflüchtet und nicht in die USA nachgekommen, obwohl er das ein paar Jahre zuvor versprochen hatte.

Robert:

„Ich hatte Sehnsucht nach denjenigen, die mich hier allein stehengelassen haben. Denn dadurch habe ich mich doch immer wieder verlassen gefühlt.“

Erzähler: hm stehen gelassen, verlassen.

Robert:

Wenn Sie den Leo noch je im Leben wiedersehen sollten, so sagen Sie ihm, dass ich bis zur letzten Minute meines Daseins seiner gedacht habe.“

Erzähler:

Das ist das Letzte, was wir von Robert Bachrach wissen.

>Musik Party

Erzähler (denkt):

Meine Zuhörer auf der Party sind enttäuscht über dieses Ende. Ich spüre einen seltsamen Druck auf der Brust, der mit jedem Moment der Stille stärker wird. Den kann ich nur ausgleichen, indem ich Luft in meine Lungen strömen lasse und wieder etwas sage. Und da passiert es wieder, [Erzähler beginnt im Hintergrund: Aber dann...] ich werde schwach, ich schiebe nun – wie schon beim letzten Mal – ein anderes, ein besseres Ende nach.

Erzähler:

Doch ein Jahr später, nachdem der Krieg vorbei war, bekam Leo Hochner, der inzwischen geheiratet hatte, in Budapest einen kleinen Sohn. Und den Sohn nannte er Robert (wie einst seinen Freund in Wien). Insofern war Roberts Liebe wohl nicht so einseitig, wie er dachte.

Erzähler (denkt):

Allgemeine Erleichterung. *Das ist ein Hollywood-Ende.*

(Improvisation, einzelne Stimmen):

Fremde Frau:

Wie schön, dass er den Sohn Robert genannt hat.

Fremder Mann:

Ja. Die Liebe ist eben immer stärker als der Hass.

Fremde Frau:

Und was für eine unglaubliche Story.

>Musik laut, dann aus

Atmo Straße/ Musik

Erzähler:

Doch auf dem Nachhauseweg fühle ich mich irgendwie schäbig. Schon wieder habe ich das Detail mit dem Sohn und demselben Namen erwähnt!

Erzähler (denkt):

Robert war damals ein beliebter Vorname in verschiedenen Ländern. Wer weiß, vielleicht schlug Leos Frau Vera ihn vor, ohne etwas von dem anderen Robert (Namensträger) zu ahnen? Vielleicht hatte es gar keine größere Bedeutung.

Womöglich wollte Leo ja unter allen Umständen seine Zukunft mit Vera verbringen. Selbst, wenn beide Männer die Kriegsjahre überlebt hätten und nochmals in derselben Stadt gelandet wären: Roberts Liebe hätte in diesem Fall so oder so enttäuscht werden müssen!

Ich sollte den Sohn ab jetzt aus der Geschichte rauslassen. Mich an das halten, was schwarz auf weiß im Archiv über die beiden steht, die wasserdichten Fakten.

Erzähler:

Alles andere ist unredlich. Noch auf dem Weg nach Hause, nehme ich mir vor, Leo Hochners Nachkommen ausfindig zu machen – und schreibe eine Handy-Notiz an mich selbst: – „Nachfragen, ob es wirklich so war.“

Erzähler (denkt):

Es ist ja ein Wunder, dass überhaupt so viele Briefe und andere Dokumente von Robert und Leo erhalten geblieben sind. Warum soll ich weiterhin der Verlockung nachgeben, da noch eins draufzusetzen und mir etwas vorzustellen? Aber: Wieso ist diese Verlockung so groß?

Leo:

„Der einzige Lichtblick war vorgestern die Mitteilung von Robert...“

Erzähler:

Bei der Recherche entwickelte ich mit der Zeit einen detektivischen Ehrgeiz. Jede Antwort, auf die ich stieß, eröffnete fünf neue Fragen. Jede Lösung fünf neue Rätsel. Ich freundete mich langsam mit diesem Nebelrauschen an, von

dem jedes klare Signal umgeben ist.

Trotzdem gab es ein kleines Feuerwerk im Gehirn, wenn ich in Leos Leben einen Hinweis auf Robert fand – beziehungsweise in Roberts Leben einen Hinweis auf Leo. Die Briefe, die die beiden zwischen 1938 und 1944 miteinander austauschten, sind leider verschollen, aber es müssen einige an der Zahl gewesen sein.

Robert:

„Es lässt sich denken, dass Du mit Briefeschreiben ebenso viel zu tun hast, wie ich, weil wir doch alle die Hälfte unseres Daseins mit dieser Erinnerungsarbeit zubringen.“

Erzähler:

Robert in einem Brief an seine Freundin Elisabeth Feitler:

Robert:

Von Leo habe ich ziemlich regelmäßig Nachricht. Es ist die einzige Verbindungsmöglichkeit mit meinen Schwestern und mir auch deshalb so wichtig; er schreibt ganz regelmäßig. Stehst Du wieder mit ihm in Verbindung?

Erzähler:

Zum Zeitpunkt dieses Briefes befindet sich keiner der drei mehr in Wien: Leo ist ein Jahr zuvor 1938 nach Budapest geflohen und konnte in der Textilfabrik seines Bruders Artur arbeiten.

Robert ist bereits in London und wartet dort bis 1940 auf ein Schiff nach New York. In Wien darf er als jüdischer Arzt keine Patienten mehr behandeln, die als arisch gelten, nur noch „seinesgleichen“ – so ging es los.

Und Elisabeth hat die Atlantiküberquerung ein paar Monate zuvor geschafft, gemeinsam mit ihren Eltern Loni und Paul Feitler. Sie brachen auf, als der Antisemitismus in Wien eskalierte,

O-Ton: Elisabeth:

Es war eigentlich schön es war nur sehr antisemitisch zum Teil.

Ich hatte eine Mitschülerin, die eines Tages auf mich zukam, ein Mädchen, das Susi Reichel geheißen hat, und sagt, ich werde dich umbringen. Und ich sag, sag einmal, bist du verrückt? Ich kenn dich

kaum. Sagt sie: Nein, aber du bist Jüdin, du musst umgebracht werden.

Erzähler:

In Wien ist die jüdische Familie Feitler sowohl mit Robert als auch mit Leo eng befreundet. Deshalb finden sich in ihrem Nachlass, der heute im Archiv des Leo Baeck Instituts in New York liegt, auch Roberts Briefe: Auf der Schreibmaschine getippt, mit seinem Stempel als Urologe und Chirurg darauf. Und auch Leos Briefe, in einer schwungvollen, schnörkeligen Handschrift, die heute schwer leserlich ist.

Von Robert gibt es ein Porträtfoto im Halbprofil: eine Halbglatze, buschige Augenbrauen und ein ebenso buschiger Schnauzbart rahmen Roberts ernststen Blick in die Ferne.

Erzähler (denkt):

Ob es Zufall ist, dass Leo ausgerechnet in einer Pose fotografiert wurde, die den Gegensatz der beiden gut zum Ausdruck bringt: lässig-dandyhaft stützt er sich auf einen Stehtisch, mit einem verschmitzten Lächeln im Gesicht. Ein Liebhaber von Mode, Kunst und Kultur. Die Frau ihm gegenüber ist sichtlich angetan von ihm. Auch Leos Handschrift passt in dieses Bild...

Erzähler:

Früher oder später kommt Leo in seinen Briefen immer wieder auf Robert zu sprechen. Jede dieser liebevollen Erwähnungen würde Robert sicherlich freuen, wenn er wüsste, wie viel Leo an ihn denkt und wie sehr er bei seiner Ausreise mitfiebert. Und 80 Jahre später, bei der Archivrecherche, finde ich mich seltsamerweise in einer ähnlichen Rolle wie Robert wieder: in der Rolle eines hoffnungsvollen Romeos.

Erzähler (denkt):

Finden sie zueinander? Reichen Leos Gefühle dafür aus?

Erzähler:

Ich studiere diese Dokumente zunächst ganz objektiv, wie ein Wissenschaftler – dann stürze ich mich trotzdem – ein bisschen zu parteiisch

vielleicht – auf jedes Indiz.

Auch weil ich überrascht bin, wie plötzlich solche Schnipsel manchmal auftauchen. Wie hier,

Leo:

„Mein liebes Mädi, ich erhielt heute einen sehr ausführlichen und lieben Brief von Mutti, auf den ich morgen antworten will. Dir will ich heute nur für Deine Einladung zu der amerikanischen Ice-Cream herzlichst danken, in der Hoffnung, (leise weiter)

Erzähler:

nach einem Satz über Eiscreme. Noch bevor Robert Wien verlässt, schreibt Leo an Elisabeth:

Leo:

(noch leise unter Erzähler) in nicht allzu langer Zeit die Möglichkeit zu haben, dieser Einladung auch Folge leisten zu können. (weiter laut)

Der einzige Lichtblick war vorgestern die Mitteilung von Robert, dass er endlich nach vielen nervenaufreibenden Wochen seinen Auswanderer-Pass erhalten hat und somit die Möglichkeit besitzt, in kurzer Zeit das Land zu verlassen. Dass man ihm sein ganzes Vermögen abgenommen hat und er als Bettler hinausgeht, müsste ich eigentlich gar nicht erwähnen, denn das ist ja die Regel.“

Erzähler:

Doch Leo schildert nicht bloß Roberts Fluchtroute, wie man es auch über einen Freund schreiben würde, den man in Sicherheit wissen will. Nein, die Routen der beiden Männer sind anscheinend untrennbar miteinander verflochten.

Leo:

Er geht über die Schweiz, wo ich ihn hoffentlich treffen werde, nach England, wohin er zunächst ein dreimonatliches, aber verlängerbares Permit hat. In der Zwischenzeit hofft er, die Einreise nach Kalifornien zu erhalten. Du kannst Dir vorstellen, dass mir diese Perspektive auch nicht als das Ideal meiner

Lebensziele und Wünsche erscheint, aber man wird jetzt von den täglichen Sorgen so in Anspruch genommen und zermürbt, dass man die Spannkraft verliert, sich auf so lange Sicht Vorstellungen von der Zukunft zu machen.“

> Musik Akkordeon

Erzähler:

Die beiden Männer wurden vor ihrer Flucht zusammen in der Wiener Oper gesehen, laut dem Brief eines Bekannten. Sie erholten sich gleichzeitig in demselben Badehaus, so steht es in einer Gästeliste, die ich finde. Dass Leo schwul gewesen sei, sagt sein heute noch lebender Großneffe – und beruft sich dabei auf seine Mutter, Leos Nichte. Dass Robert schwul gewesen sei, weiß heute die Tochter von Elisabeth Feitler.

Erzähler (denkt):

Langsam fühle ich mich schon, als würde ich ihnen durch die Zeit hindurch nachstellen, während sie sich vielleicht Privatsphäre wünschten. Andererseits hatten sie ja keine andere Wahl als die Geheimniskrämerei, da homosexuelle Handlungen auch in Österreich verboten waren. Und das, schon bevor die Nazis nach Österreich kamen...

Erzähler:

Genau diese Notwendigkeit des Versteckens und Spurenverwischens macht heute eine Geschichtsschreibung queerer Menschen so schwierig. Gibt es auf dem Buchmarkt derzeit so etwas wie einen Trend dieser Geschichten, hat das wohl auch damit zu tun, wie selten sie sind, und wie viele verschollen gingen: Ein knappes Gut ist wertvoll.

>Musik

Erzähler (denkt):

Wenn eine Liebesbeziehung endet, wünschen sich viele Menschen ein klärendes Gespräch, einen Abschluss. Sie wollen einfach ihren Frieden

damit machen.

Darf ich an historische Personen den gleichen Wunsch richten? Wenn ich in Leos Briefen an Elisabeth solche Hinweise für seine Liebe sammle, tröste ich damit wohl gar nicht Robert, der es ja nicht mehr erfährt. Sondern tröste vielleicht nur... mich selbst?

Leo:

„Der Eindruck, den Du aus Roberts Brief gewonnen hast, dass er ständig in England zu bleiben gedenkt, ist nicht ganz richtig, denn ich habe ihm in meinen letzten Briefen schon geschrieben, dass ich es für besser halte, wenn er die Möglichkeit, nach USA zu kommen, nicht ungenützt lässt. Ich komme leider langsam selbst zu der Überzeugung, dass es in Europa fast unmöglich ist, sich eine neue Existenz zu gründen, wenn man einmal gewaltsam entwurzelt wurde. Was mich bisher abgehalten hat, mich intensiver mit dem Gedanken an die USA zu befassen, ist die Tatsache, dass Robert und fast meine ganze Familie noch am Kontinent ist und ich das Gefühl habe, dass meine Anwesenheit für alle notwendig ist, so dass der, an den ich zuletzt denken darf, ich selbst sein werde. Hoffentlich ist es dann nicht zu spät.“

Erzähler (denkt):

“Die Tatsache, dass Robert und fast meine ganze Familie noch am Kontinent ist“ – es klingt, als würde er Robert zu seiner Familie zählen. Jedenfalls richtet er sein Leben nach ihm aus. Und auch umgekehrt.

Leo:

„Ich habe immer Robert zugeredet, die Verwirklichung seiner Überseepläne zu verschieben. Ich halte aber selbst im Falle einer baldigen Beendigung des Krieges die Situation in Europa für wenig aussichtsreich und es ist sehr leicht möglich, dass ich in Verfolgung dieses Gedankenganges mich auch selbst nach USA orientieren werde.“

Erzähler:

Ob Leo diesen Plan durchziehen würde, weiß heute niemand.

[16'00" O-Ton Grohé: Juden sind hier überall unerwünscht]

Die Entscheidung wird ihm abgenommen, als die Deutschen 1944 in Ungarn einfallen und ihm somit die Flucht unmöglich machen ~~stark erschweren~~.

[15'29" noch O-Ton Grohé überlagert mit O-Ton A.Hitler: Adolf Hitler hat gesagt, wir sind uns im klaren der nur damit enden könnte...dass dieser Krieg, der nur damit enden könnte, dass entweder die germanischen Völker ausgerottet werden oder das Judentum aus Europa verschwindet, dass nicht die europäischen arischen Völker ausgerottet werden, sondern dass das Ergebnis dieses Krieges die Vernichtung der Juden ist. Zum ersten Mal wird dieses Mal das Echte als jüdische Gesetz angewendet Aug um Aug Zahn um Zahn. (Jubel)]

Im Zuge der im NS-Jargon genannten „Endlösung“ beginnt die massenweise Vernichtung der ungarischen Jüdinnen und Juden.

Um überleben zu können, lässt Leo sich in der Textilfabrik seines Bruders eine deutsche Uniform anfertigen lassen, die er auf offener Straße tragen kann; mit gefälschten Papieren, die ihn als Christen und NSDAP-Mitglied auswiesen, inklusive gekaufter Tapferkeitsorden.

Leo richtet in seiner Budapester Wohnung ein Versteck ein, mit dem er vielen das Leben rettet. Über dieses Versteck gibt es viele Zeitzeugenberichte. Auf dem Dachboden ihrer Wohnung im 5. Budapester Bezirk finden bis zu sieben Menschen gleichzeitig Platz. Hier kommen Jüdinnen und Juden unter, die aus dem Pester Ghetto geflohen sind oder die Leo von der Straße reingeholt hat. Und eine Jüdin, die dort Unterschlupf findet, ist Leos spätere Ehefrau Vera. Auch hierüber ließe sich eine Geschichte erzählen.

Dass Leo und Vera in Budapest bleiben, ist also einerseits den äußeren Umständen geschuldet und zeugt andererseits von Mut und Selbstlosigkeit. Robert erfährt von Leos selbstloser Heldentat – dem Versteck – leider niemals. Wenn er es doch nur hätte wissen können, was sie mit ihrem kleinen Versteck in Budapest leisteten, hätte er sich im April 1944 vielleicht nicht so verlassen gefühlt, aber vielleicht entziehen sich Gefühle einer solchen Logik. Umgekehrt weiß Leo wohl nichts von Roberts Verhaftung in New York. Oder von dem Berufsverbot wegen „moralischer Verwerflichkeit“. Die New Yorker Polizei benutzte damals eine Falle für schwule Männer: mit einem Polizisten als Lockvogel, der an einschlägigen Orten wartete.

In dem Polizeibericht im Archiv steht:

Atmo: Schreibmaschine/ Subway

Officer:

"The defendant at the hour about 3:20pm while in the IRT branch of the Lexington Avenue Subway Line,(ab hier leise unter deutscher Übersetzung)... did loiter in the men's toilet therein for a period of about five minutes, did stand at the urinal next to the deponent, and did place his hand on the deponent's naked penis, take hold of same and did attempt to manipulate same and said, "Do you want me to suck it."

Polizeibeamter:

„Der Angeklagte lungerte gegen 15:20 Uhr in der Station der U-Bahn-Linie Lexington Avenue etwa fünf Minuten lang in der Herrentoilette herum. Dann stellte er sich an das Urinal neben den Zeugen, legte seine Hand auf den nackten Penis des Zeugen, ergriff ihn und sagte: „Willst du, dass ich ihn blase?“

Erzähler:

Als ich Roberts Verhaftung recherchiere, stoße ich zuerst auf eine falsche Fährte. Nicht auf dieser öffentlichen Toilette, sondern in einer Schwulen-Bar sei er verhaftet worden, bei einer Polizeirazzia.

Das ist die geschönte Version, die die befreundete Familie Feitler erzählt -- um Roberts Ansehen zu wahren.

Erzähler (denkt):

Trotzdem wirkt die Erzählung mit der Bar erst einmal plausibel. Die Geschichtsschreibung ist vermutlich voll solcher Irrtümer, die – wenn überhaupt – erst später aufgedeckt werden. Hinzu kommen noch die Geschichten, die wir uns selbst erzählen:

Robert:

„Dies ist ein Abschiedsbrief. Es war immer – vielleicht in Ermangelung eines anderen – mein Lebenszweck, den Namen und die Ehre unserer Familie hochzuhalten. Dass mir dies am Ende nun selbst nicht gelungen ist, das zerbricht mein mit einem Sprung behaftetes Herz völlig. Lebt wohl und

bewahrt das Andenken an meine Person aus früheren Zeiten. Yours Robert“

Erzähler (denkt):

Nur die Erinnerung „aus früheren Zeiten“, nicht die gesamte Erinnerung an ihn. Hat er die homophobe Propaganda bereits verinnerlicht – und mit ihr all die Scham?

Erzähler:

Die Nationalsozialisten sind talentierte Märchenerzähler. Ihre Vorstellungen, was für Monster insbesondere jüdische Homosexuelle seien, sind eine tödliche Fiktion. Diese Propaganda verbreitet zum Beispiel die Zeitung „Der Stürmer“.

Und genau das sind die Einbildungen, aus deren Griff man Robert und Leo heute gern befreien möchte. Bei der Recherche verstehe ich erst langsam, wie diese Kraft jeden historischen „Fakt“ durchdringt.

>Musikeinsatz

Erzähler (denkt):

Sie müssen beide sehr einsam sein, Robert und Leo. Ich stelle sie mir an einem der Knotenpunkte ihrer Flucht gemeinsam vor. Wenn auch nur für kurze Zeit. In Wahrheit kreuzen sich ihre Wege nie wieder. In meiner Vorstellung sind beide gleichzeitig an einem... Schweizer Bahnhof ... oder... in einem englischen Hafen – im Konjunktiv vereint.

Atmo Vögel, Wasser

Erzähler:

Auf einer Holzbank sitzen sie zusammen. Die Seeluft riecht nach Salz. Robert legt seine Hand ganz lässig auf Leos Oberschenkel, oder auf seinen Schultern ruhend, wie beiläufig.

Erzähler (denkt):

Leo findet langsam seinen Optimismus wieder, den die Kriegsjahre so

sehr strapaziert haben. Aus den Briefen weiß ich, dass Leo großen Einfluss auf Robert nehmen kann. Deshalb ist es nicht Robert, sondern er Leon, der sich plötzlich einen Ruck gibt:

Leo/szenisch:

Mal angenommen, Hitler verliert, und der Krieg endet... dann wollen wir unseren Plan für die Zukunft einlösen, Robert.

Erzähler (denkt):

Robert wäre bestimmt skeptisch...

Robert

Meinst du wirklich?

Leo/szenisch:

Es wird uns einmal gut gehen.

Robert/szenisch:

In keinem Land, in das wir gehen können, gibt es ein Verständnis für unsere heimliche Sehnsucht. Auch nicht in Amerika. Wir sind überall in Gefahr.

Leo/szenisch:

Wir werden unser eigenes Land sein, Robert. Wir sollten aufrechten Hauptes durchs Leben gehen dürfen.

(Atmo Hafen endet)

Erzähler (denkt):

„Was wäre gewesen, wenn?“

Erzähler:

Das Erzählen einer Unmöglichkeit, macht den Verlust deutlich. „Kritisches Fabulieren“ nennt die US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Saidiya

Hartman diese Methode der Vergangenheitsbewältigung.

Erzähler (denkt):

„Hilfreiche Hirngespinnste“ trifft es eigentlich auch ganz gut.

Erzähler:

Bei Robert und Leo gerate ich tatsächlich in dieses Fabulieren – mal mehr, mal weniger „kritisch“. Dann muss ich mich bremsen. Denn es gibt auch das Risiko, dass es sich verselbstständigt und mein „Hirngespinnst“ die reale Person darüber vergisst.

Erzähler (denkt):

Liegt es vielleicht auch an den Bedrohungen unserer Gegenwart, dass mich die Symbolkraft dieser zwei historischen Personen hier so interessiert?

>Musik

Erzähler:

Dieselben europäischen Städte, aus denen Robert und Leo flohen, verzeichnen wieder vermehrte Angriffe aus Judenhass. Und gegen die rechtliche Gleichstellung queerer Menschen gibt es einen neuen Backlash, der die Zeit zurückdrehen möchte. Rechtsradikale nennen diese Personen „degeneriert“ – ein anderes Wort für entartet.

Erzähler:

Seit dem Erlass der Nürnberger Gesetze 1935 – und der Verschärfung des Paragraphen 175 im selben Jahr – sind gegen homosexuelle Juden im Deutschen Reich besonders harte Urteile möglich. Ihre Flucht ins Ausland wird durch Einträge ins Vorstrafenregister verhindert, ihre Deportation ins KZ hingegen erleichtert. Als Robert 1939 aus Wien nach Budapest flüchtet, gibt es dort bereits eine Verhaftungswelle gegen queere Menschen. In den Konzentrationslagern sind homosexuelle Juden dann mit einem doppelten Winkel gekennzeichnet: Ein rosa und ein gelber Winkel, zu einem Davidstern kombiniert. Homosexualität gilt den Nazis als ein besonders jüdisches Laster. Währenddessen ahndet das New Yorker Strafrecht männliche

Homosexualität als ein „Verbrechen gegen die Natur“. Und verhängt Haft- oder Geldstrafen, wie in Roberts Fall nach seiner demütigenden Verhaftung auf der U-Bahn-Toilette. 50 US-Dollar Strafe muss er zahlen, damals ist das eine ganze Monatsmiete in New York City. Danach kommen soziale Ächtung und Berufsverbot.

Erzähler (denkt):

Dabei: Vor der NS-Zeit gab es schon einmal eine Ära der Toleranz mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. In Berlin und auch in Wien. Wenn ich mir heute vor Augen führe, dass ein Dahinter-Zurückfallen schon einmal unwahrscheinlich erschien

Erzähler (denkt):

Sollte ich Robert gerade deshalb nicht aufbürden, dass seine Lebensgeschichte heute nochmal als Lektion für unsere Gegenwart und für eine bessere Zukunft erhalten muss? Womöglich waren sie ja nie „Robert & Leo“, wie ich sie so oft in einem Atemzug nenne.

Erzähler:

Ich finde in meinem Handy die Notiz, die mich an das Rätsel des Vornamens erinnern sollte. Nach einigen Recherchen finde ich heraus: die österreichische Journalistin Clarissa Hochner ist die Witwe von Robert Hochner – Leos Sohn, mit Roberts Vornamen! Ich finde eine Email Adresse und schreibe ihr kurzerhand. Kurz nach Kriegsende geboren, wurde Robert Hochner ein berühmter Journalist. Sogar mit einem nach ihm benannten Park, im dritten Bezirk von Wien; der Stadt, aus der Robert Bachrach und Leo einst beide fliehen mussten. Ich bin aufgeregt, als ich schon wenig später Clarissas Antwort lese.

Clarissa:

Ich war mit Robert Hochner verheiratet und trage daher bis heute den Nachnamen von Leo Hochner, den ich niemals kennengelernt habe. Als ich zum ersten Mal von Robert Bachrach hörte, war ich fasziniert, aber nicht

unbedingt überrascht. Denn es hatte immer Andeutungen über verschiedene Männer in Leos Leben gegeben. Dann fängt man an, sich die Fotos von Leo genauer anzusehen und Dinge hineinzuzinterpretieren. War Leo homosexuell, war er bisexuell? Niemand wird das jemals ergründen können. Aber er war angeblich sehr verliebt in Vera.

Erzähler (denkt):

Von den Zeilen ermutigt, schreibe ich Clarissa Hochner erneut und hake nach, weil es mich brennend interessiert:

„Hat Ihr verstorbener Mann Robert jemals etwas darüber gesagt, wie er zu seinem Vornamen kam? Vielleicht etwas, das er direkt von seinem Vater Leo erfahren hatte?“

Clarissa:

Lieber Victor,

Es ist reizvoll, zu glauben, er hätte seinen Sohn vielleicht nach seinem Ex-Lover benannt. Aber wer weiß, Leo und Vera hatten viele enge Freunde. Um eine Ecke waren sie auch mit dem Schriftsteller Robert Musil bekannt. Alles ist möglich. Man gerät in Versuchung, sich vieles zusammenzureimen.

Erzähler:

Ja. Die Geschichte von Robert und Leo eignet sich sehr gut zum Erzählen vor Publikum. Aber vielleicht ja noch besser, um gemeinsam darüber zu sprechen, im Abgleich der Möglichkeiten, weniger allein.

Erzähler:

Leo Hochner ist am 1.3.1967 in Wien gestorben.

Clarissa:

Für mich ist es ein ähnliches Puzzle wie für Sie, nur mit anderen Puzzleteilen.
Auch ich möchte am liebsten mehr erfahren von diesem Menschen.

>Absage I

Die letzte Verwandte, die mir zu den alten Fotoalben etwas hätte erklären können, ist leider kürzlich gestorben. Ich lebe nun mit einer Phantom-Familie; mit einer Geschichte, die mich nie ganz loslassen wird.

>Absage II